

10 674

Biblioth

4131

Band ist
20 Pfennig
einzeln käuflich

Aus China.

Skizzen und Bilder

von

Leopold Katscher.

Zweites Bändchen.

Leipzig.

Verlag von Philipp Reclam jun.

Vollständige Verzeichnisse der Universal-Bibliothek sind in
jede Buchhandlung stets gratis zu beziehen.

Deklamatorium. Eine Mustersammlung ernster und heiterer Vortragsdichtungen aus d. Weltliteratur. Herausgegeben v. Maxim. Bern. Geh. M. 1. — Geb. M. 1 50. — Mit Goldsch. M. 2.

Festspiele. Gesammelt und herausgegeben von Carl Fr. Wittmann. 5 Bände. à Band 20 Pf.

Goldhochzeit Scherz und Ernst. Zum Vortrag und zur Aufführungen in Familientreisen. Hrsggeg. v. C. Friedr. Wittmann. 20 Pf.

Hochzeit Scherz und Ernst. Zum Vortrag und zur Aufführung in Familientreisen. Herausgegeben von Carl Friedrich Wittmann. 2 Bde. à 20 Pf.

Jux-Spiele. Gesammelt und herausgegeben von Carl Friedr. Wittmann. 3 Bde. à 20 Pfennig.

Polsterabend Scherz und Ernst. Zum Vortrag und zur Aufführung in Familientreisen. Herausgegeben von Carl Friedrich Wittmann. 4 Bde. à 20 Pf.

Psychodramen. Material für den rhetorisch-deklamatorischen Vortrag von Richard von Meerheimb. 2 Bde.

Geheftet à 20 Pf. — In elegantem Leinenband à 60 Pf.

Prologe Scherz und Ernst. Zur Benutzung bei Veranlassungen in Familien, Vereinen und Theatern. Gesammelt, durchgesehen und herausgegeben von Carl Friedr. Wittmann. 20 Pf.

Silberhochzeit Scherz und Ernst. Zum Vortrag und zur Aufführung in Familientreisen. Hrsggeg. von C. Friedr. Wittmann. 20 Pf.

Solo-Spiele. Gesammelt und herausgegeben von Carl Friedr. Wittmann. 8 Bde. à 20 Pf.

Schulfestspiele aus der Geschichte des Vaterlandes. Für die Dilettantenbühne von Oberlehrer Dr. Leo Bahlsen. 20 Pf.

Coaste Scherz und Ernst. Zum Gebrauch in geselligen Kreisen. Gesammelt, durchgesehen u. herausgeg. v. C. Friedr. Wittmann. 20 Pf.

Vorträge Scherz und Ernst. Zur Belehrung, Belustigung und Unterhaltung in geselligen Kreisen. Gesammelt, durchgesehen und herausgegeben von Carl Friedrich Wittmann. 2 Bde. à 20 Pf.

Aus China.

Skizzen und Bilder

von

Leopold Statscher.

Zweites Bändchen.

CBGiOŚ, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5168030

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.



10674

NH-68466 N-4828437/ITMK

Aus China. II.

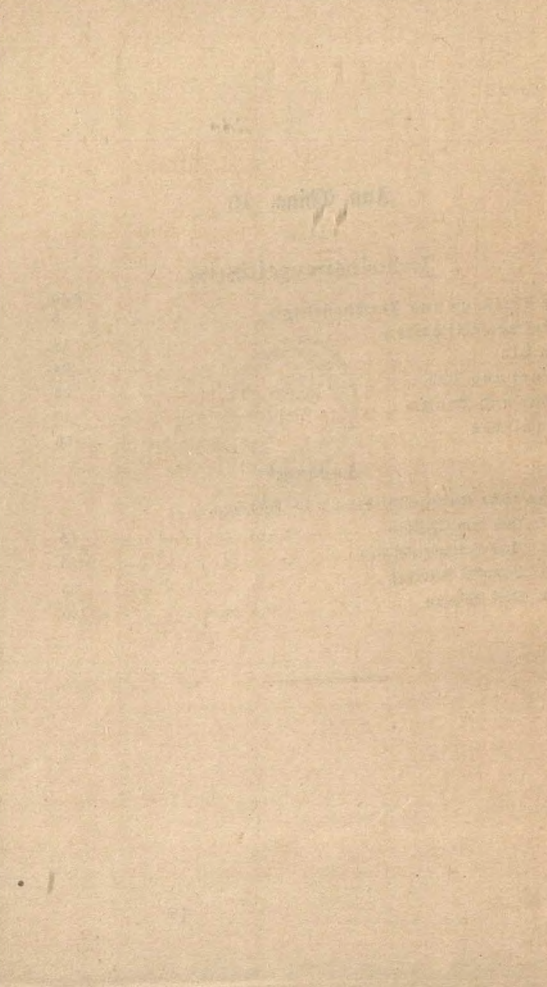
Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Die Christen- und Fremdenfrage	5
Geheimgesellschaften	14
San Lin	24
Geburt und Tod	33
Bühne und Drama	43
Keramisches	56

Anhang:

Chinesische Kurzgeschichten und Märchen.

1. Aus dem Eheleben	65
2. Drei Heiratsgeschichten	83
3. Bezopfte Salomos	93
4. Drei Märchen	105



Die Christen- und Fremdenfrage.

Unser altes Europa hat das noch viel ältere ungeheure Reich in Ostasien, welches jetzt leider wieder einmal so zeitgemäß geworden ist, nie sonderlich hochgeschätzt. Wie alles wenig oder gar nicht Bekannte, hat auch China sehr verkehrte Begriffe hervorgerufen und zu zahllosen falschen Legenden Anlaß gegeben. Die Absonderungsjucht der Selbgesichter, ihre Rassenvorurteile, ihre Eifersüchtelei gegenüber dem Ausland bewirkten, daß bis vor kurzem nur äußerst wenige Fremdlinge ins Innere des Riesenlandes vordringen konnten. Der „weiße Teufel,“ der das „Blumige Reich der Mitte“ besuchte, blieb in der Regel auf die, dem Westen übrigens auch erst seit kaum sechzig Jahren geöffneten Vertragshäfen beschränkt. Die Zopfträger betrachteten — und zum Teil thun sie das noch jetzt — sämtliche Ausländer, wie im Altertum die Griechen und Römer ja auch, als „Barbaren.“ Unstreitig haben ihnen die Europäer zu dieser Bezeichnung manchmal triftige Ursache gegeben. Auch die angestammte Neigung der Chinesen, sich gegen den Verkehr mit anderen Völkern zu wehren, ist von der Natur wirksam unterstützt worden, indem diese Nation ihre Kultur und ihre nationalen Eigentümlichkeiten in einem Lande fortentwickelt hat, das schon durch die Beschaffenheit seiner Grenzen schwer zugänglich war: einerseits gewaltige Gebirge und ausgedehnte Wüsteneien, anderseits die Meere, die eine noch mächtigere Scheidewand bildeten, ehe die Wissenschaft sie in allgemein benutzbare Weltverkehrsstraßen verwandelte.

Aber die europäisch-chinesischen Feldzüge des zweiten Drittels des 19. Jahrhunderts hatten zur Folge, daß in die

außerordentliche Abschließungspolitik der Chinesen Bresche geschossen wurde. Die chinesische Mauer ist nicht mehr so dick und undurchdringlich wie früher. Die Zahl der im Lande lebenden Europäer und Amerikaner hat in den letzten Decennien beträchtlich zugenommen. Das Bereisen des Innern ist zwar noch immer nicht gefahrlos, aber immerhin viel leichter als ehemals. Nach langem Sträuben ließ sich die Regierung herbei, den Bau einiger Eisenbahnlinien zu gestatten. Auch mehrere Telegraphenleitungen sind schon vorhanden. Seit fast drei Jahrzehnten ist der Kaiser von China an den Höfen der abendländischen Großmächte durch Gesandte vertreten. In der Armee, die ganz nach europäischen Vorbildern organisiert und ausgerüstet worden ist, dienen viele Ausländer als höhere Offiziere.

Kurz, auch das konservativste aller Reiche hat dem Andrängen der modernen Kultur und den Bemühungen der Diplomatie des Westens nicht gänzlich standhalten können, wenn es auch noch himmelweit davon entfernt ist, in die etwas überstürzt fortschrittlichen Fußstapfen Japans treten zu wollen; der Krieg mit Japan bildete den besten Beweis für die Abneigung hiergegen, denn sein Ausgangspunkt war der Unwille Chinas, die von Japan für Korea geforderten weitgehenden Reformen zuzugestehen.

Nur Dünkel und Unwissenheit vermögen die hohe politische, ethnographische und wirtschaftliche Bedeutung zu leugnen, welche dieser ungeheueren, nach feststehenden Grundsätzen regierten, interessanten Bevölkerung und ihrer ebenso merkwürdigen wie uralten Kultur zukommt. Ganz besonders hätte man im Westen den chinesischen Verhältnissen längst nach zwei besonderen Richtungen Aufmerksamkeit schenken sollen: einmal hinsichtlich der Chinesen im Ausland und dann hinsichtlich der Ausländer in China.

In ersterer Beziehung kommt die Thatsache in Betracht, daß in neuerer Zeit die Zopfträger, was sie früher nie gethan, auszuwandern begonnen haben. Zuerst kamen sie Ende

der sechziger Jahre vereinzelt nach England und Nordamerika, um zu studieren und Handel zu treiben, und schon wenige Jahre später fingen sie an, sich in hellen Scharen dem in die Vereinigten Staaten sich ergießenden Auswandererstrom anzuschließen. Kalifornien allein beherbergt nunmehr Hunderttausende von Selbgefügten — meist Tagelöhner, Handwerker, Ladeninhaber und Dienstboten — die auf allen Arbeitsgebieten, die sie betreten, die einheimische weiße Konkurrenz rasch besiegen, indem sie sehr sparsam leben und sich mit einem recht kleinen Einkommen begnügen. Dadurch rufen sie eine wirtschaftliche Eifersucht hervor, die schon sehr oft zu blutigen Reibungen und energischem Einschreiten des Staates in Gestalt einwanderungsfeindlicher Gesetze geführt hat. Mehr oder minder gilt dasselbe von Australien, wo man der „Mongolen-Überschwemmung“ noch kräftigere Dämme entgegengesetzt hat. In London giebt es ebenfalls eine ganz erkleckliche Chinesen-Niederlassung. Die neue sociale Erscheinung ist zu einem hochwichtigen, vielbesprochenen Problem ethnographischer und volkswirtschaftlicher Natur geworden, das in Zukunft an Ernst und Bedeutung noch gewinnen muß und ebenso wichtigen wie anziehenden Stoff zum Nachdenken bietet.

Was nun die andere Seite der Ausländerfrage betrifft, die „weißen Teufel“ in China, so ist dieser Gegenstand nicht erst durch den Krieg mit Japan „aktuell“ geworden; er war es schon seit Jahrzehnten durch die immer erneuten Christenverfolgungen. Und für Europa bleibt diese Seite vorläufig viel wichtiger als die andere, denn sie ist brennender und giebt viel häufiger Anlaß zu internationalen Scherereien; ja, sie bildet leider, wie man jetzt allgemein weiß, sogar einen der „schwarzen Punkte“ am Horizont, bei deren zufälliger, jederzeit möglicher Vergrößerung es einmal „losgehen“ kann. Seit dem Juni 1900 ist es bekanntlich „losgegangen“ und das war namentlich seit der „Pachtung“ einzelner Landes- teile seitens einiger Großmächte von allen wirklich Sachver-

ständigen längst erwartet worden. In der Regel äußert sich der wohlbekannte Fremdenhaß der Chinesen durch tödliche Angriffe auf die christlichen Missionäre oder deren Gebäude, zuweilen auch durch die Verfolgung von Reisenden und anderen Personen. Jeder Kenner der einschlägigen Verhältnisse hat diese Ereignisse, insbesondere seit den großen Missionsunruhen vom Sommer 1891, mit einer ihrer schwerwiegenden Bedeutung entsprechenden Angstlichkeit beobachtet. Schon früher pflegten Angriffe auf Christen nicht gerade selten zu sein; doch kamen sie meist vereinzelt vor. Nach dem grausigen Blutbad von Tientsin (1870) trat sogar eine sehr lange Pause ein. Die damals europäischerseits erzwungene Genugthuung schreckte die Anstifter von Ausländerhetzen tüchtig ab. In den achtziger Jahren brach die Abneigung der Selbgesichter gegen die katholischen und protestantischen Missionen mehrmals durch; indessen ragten erst die Vorfälle von 1891 wieder durch größeren Umfang der Unruhen hervor. Seither haben sich diese — glücklicherweise in geringerem Grade — mindestens ein halb Dutzend Mal wiederholt. Der Ausbruch des Krieges mit Japan leistete der Anti-Ausländerbewegung erneuten Vorschub und die erwähnten „Bachtungen“ schlugen dem Faß den Boden aus. Seither garte es immer mehr. 1894 schrieb ich in einer deutschen Zeitschrift folgendes: „Im Interesse der Sicherheit der Weißen ist es die höchste Zeit, daß etwas Vernünftiges und Erkleckliches geschehe, um diese verhängnisvolle Bewegung abzuschwächen oder zu beseitigen. Andernfalls setzt es früher oder später Konflikte ab, die weit ernster werden könnten als die Uneingeweihten sich träumen lassen, denn die Ausländerfrage in China bildet, gleich derjenigen in Japan, ein greselles Beispiel der Wichtigkeit des von Herder, Tiedge, Bertha von Suttner u. a. behaupteten Satzes, daß jeder Krieg den Keim eines nächsten berge und daß schlechte Friedensschlüsse nur zu leicht neue Wirren nach sich ziehen. Das hat sich seit der gewaltsamen Einführung des Opiums in China immer wieder klar

gezeigt. Die ganze fremdfeindliche Bewegung in ihrer modernen Gestalt ist lediglich eine Folge der den Zopfträgern auf der Spitze der westeuropäischen Bajonette aufgezwungenen leoninischen „Verträge.“ Die Durchführung der letzteren ist ungemein schwierig und wird seitens der Signatarmächte teils zu lau, teils übermäßig streng und zumeist mit rührendem Mangel an Sachkenntnis gehandhabt. Soll's besser werden, so müßten die bestehenden Verträge angemessen abgeändert und dann in zweckentsprechender, planmäßiger Weise ausgeführt werden. Die bisherige Systemlosigkeit — schüchterne sporadische Einmischung bei seltener Anwendung starken Druckes — taugt nichts, schadet vielmehr erheblich und muß deshalb möglichst bald ein Ende finden.“

Wer wollte leugnen, daß ein großer Teil der Schuld an den herrschenden Übelständen den chinesischen Verhältnissen und der chinesisch-orientalischen Gleichgültigkeit zufällt? Den weit-aus größten Teil der Schuld jedoch trägt der durch die „Verträge“ geschaffene Zustand, trägt namentlich das Verhalten einer beträchtlichen Ausländergruppe: die Missionäre. Die fremden Kaufleute sind mehr oder minder gut gelitten; ihr Einfluß ist jedoch lediglich ein äußerlicher, unbedeutender, unfruchtbarer. Dagegen stoßen die Missionäre, von zahlreichen Ausnahmen abgesehen, im allgemeinen auf Mißtrauen und Feindseligkeit. Selbst dort, wo sie sich durch gelungene Kuren u. s. w. beliebt machen, sieht man sie für verdächtig an. Speciell die römisch-katholische Kirche wird von den Eingeborenen seit dem Abschluß der „Verträge“ (1844 und 1858—60) mit der französischen Angriffspolitik identifiziert. Man glaubt, daß, wie Rußland, auch Frankreich es auf China abgesehen habe und die Missionen zur Spionage mißbrauche. Die katholischen Missionäre erklären sich viele der insbesondere gegen sie gerichteten Verfolgungen durch diesen Umstand, und Mitte 1891 schrieb einer von ihnen ausdrücklich, daß sie seit dem Bestande des französischen Protektorats weit mehr zu leiden haben als in der Zeit, da

sie sich noch des Schutzes der Westmächte zu „erfreuen“ hatten.

Dazu kommt, daß die meisten Missionäre ihre Aufgabe falsch auf- oder verkehrt anfassen. Viele geben sich dem Wahne hin, daß die Bevölkerung dieses uralten Landes, das die mächtigsten Weltreiche entstehen und vergehen gesehen hat, ein formloser Brei sei, der, um Gestalt zu gewinnen, erst in die westlichen Formen gegossen werden müsse. Sie glauben, an den religiösen, politischen und philosophischen Systemen der Eingeborenen sei kein gutes Haar, und das Gute, das sie nicht weggleugnen können, stellen sie einfach als „Blendwerk der Hölle“ hin. Sie erklären der einheimischen Ethik den Krieg bis aufs Messer und fordern behufs Einführung des Christenthums die Beseitigung alles Bestehenden. Nur äußerst wenige Missionäre nehmen sich Zeit und Mühe, die chinesischen Religionen zu studieren, obgleich ein solches Studium zu ihren wichtigsten Aufgaben gehören sollte. Statt in das Wesen des zu bekehrenden Volkes einzudringen und sich die guten Seiten des Nationalcharakters zunutze zu machen, wollen sie alle landläufigen Sitten und Anschauungen gänzlich ausröten und verlieren dadurch den festen Boden unter den Füßen, während durch ein planvolles, die einstweilen noch vorhandenen Vorurteile schonendes, auf dies und jenes kluge Rücksicht nehmendes Vorgehen weit bessere Erfolge und ein viel angenehmeres Einvernehmen zu erzielen wäre.

In meinem erwähnten prophetischen Artikel (1894) sagte ich: „Große Unannehmlichkeiten verursachen die Ausländerheken den Signatarmächten, noch größere aber der chinesischen Centralregierung, denn diese befindet sich in einer Zwischmühle. So oft sich jene einmischen, verübeln sie es ihr, nicht schnell genug Ordnung gemacht zu haben. Allein mit welcher riesiger Schwierigkeit hat man in Peking zu kämpfen! Erstens kann man unmöglich alle Mandarine, die ausländischer, besonders missionärfeindlich sind, köpfen lassen oder absetzen, denn einmal sind es die meisten und dann verheimlichen sie

es offiziell, um im stillen den Haß zu schüren. Zweitens könnte jede Überstürzung gefährliche Folgen haben. Namentlich 1891 hätte dieser Fall leicht eintreten können. Nicht, wie Uneingeweihte glaubten, weil es sich um Ausländer handelte, verhielt sich das Ministerium zögernd; dies geschieht stets auch dort, wo lediglich innere Angelegenheiten in Frage kommen. Es ist für die Minister wie für die Vizekönige geradezu ein Gebot der Klugheit, sich mit den zu Aufständen hinneigenden Massen, die ihnen sonst leicht über den Kopf wachsen würden, grundsätzlich auf möglichst guten Fuß zu stellen. Da es die Centralregierung und ihre Provinzvertreter somit an der zur wirksamen Bändigung der Bevölkerung nötigen Entschlossenheit absichtlich fehlen lassen (in manchen Provinzen auch an jedem guten Willen), würde es das Peking-Ministerium mit Freuden begrüßt haben, hätte 1891 einer der Vertragsstaaten Truppen nach China geschickt zwecks Bestrafung der Unrubestifter; es hätte dem Volke diese Lektion unter die Nase reiben können und wäre aller Verantwortung hinsichtlich der Züchtigung der Schuldtragenden ledig gewesen.“ Auch würde es kaum zu den schrecklichen Ereignissen von 1900 gekommen sein.

Es gab eine Zeit, in der die Signatarmächte bei Christenverfolgungen im Trüben fischen konnten. Damit ist's nun für immer vorbei und die abendländischen Kabinette haben jetzt ein hohes Interesse daran, die Frage endgültig gelöst, aus der Welt geschafft zu sehen. Und gar das Tsungli-Yamen! Dieses würde sich eine radikale Lösung zweifellos gern viele Millionen Taels kosten lassen. Die bestehenden Verträge sind, wie gesagt, nicht durchführbar. In dieser Beziehung bemerkt der ausgezeichnete China-Kenner Alexander Michie: „Wären die Westmächte so konsequent, behufs Schutzes der Missionen fortwährend einen Druck auszuüben, und besäße die chinesische Regierung volle Gewalt über die Bevölkerung, so könnten die Heizer und die Aufgereizten ins Bockshorn gejagt, sodann von Unruhen abgeschreckt und vielleicht sogar

schließlich günstig gestimmt werden, denn der Chinese läßt sich durch nichts so sehr zähmen und gewinnen wie dadurch, daß man ihm eine vollständige, unzweifelhafte Niederlage beibringt.“

Thatsächlich sind jedesmal, wenn das Ausland gegen China Gewalt anwendete, auf längere Zeit die besten Ergebnisse erzielt worden. Da sich aber die Mächte glücklicherweise nur selten und begreiflicherweise nur ungern zu gemeinsamem Einschreiten in jenen fernen Regionen entschließen, ist eine Systemänderung nötig. Bei wirklichem guten Willen aller Beteiligten kann es nicht schwer fallen, eine befriedigende Lösung zu finden. Ihr Kern müßte die Verquickung des Missionswesens mit der „schützenden“ Militärmacht der Vertragsländer beseitigen und so den Hauptgrund des Übels entfernen. Vielleicht wäre es zweckmäßig, den von einigen Sachkundigen gemachten Vorschlag anzunehmen und das Missionswesen durch geeignete, gewandte Persönlichkeiten bei der Peking Regierung unmittelbar vertreten zu lassen, wenn gleich nur halb offiziell oder gar nur offiziös. Obnehin steht das Auswärtige Amt mit den Missionen auf bestem Fuße. Noch wichtiger aber wäre es, daß die westlichen Missionsgesellschaften, der nur zu berechtigten Mahnung Lord Salisburys eingedenk, es mit ihrer Verantwortlichkeit ernster nehmen. An ihnen ist es, die Aussendung von Missionären einzuschränken, in der Wahl der Personen viel vorsichtiger zu sein, mehr mit den örtlichen Verhältnissen zu rechnen und die Thätigkeit der chinesischen Missionsstationen besser zu überwachen. Wenn sich die Gesellschaften entschließen, die großen Schäden, die wir angedeutet haben, auszumerzen und ein reines, geläutertes, einfaches Christentum — statt verworrenen, den Leuten unverständlicher Theologie mit zahlreichen haarsträubenden Auswüchsen — lehren zu lassen, so könnten sie bald sehr erheblich zur Lösung der Ausländerfrage beitragen und im Laufe der Zeit noch wahrhaft kulturfördernd wirken. Andernfalls hat es wirklich keinerlei anerkenntnis-

werten Zweck, Missionäre nach Ländern mit alter Kultur zu schicken: bloß zur Hervorrufung von Aufständen, bloß zur Schürung des Rassenhasses, bloß zur Erzielung von Blutvergießen und Beunruhigung so furchtbar viel Geld zu opfern, kann doch wohl nicht löblich genannt werden. Und vor allem: keine Gebietspachtungen, -abtretungen u. dgl. mehr! China ist kein herrenloses Gut wie etwa Ostafrika und andere Kolonien es waren; es will und wird sich nicht kolonisieren lassen, es kann nicht kolonisiert werden und es hat's auch gar nicht nötig, sich in den Sack stecken zu lassen. Und was die Beseitigung des Missionswesens in seiner jetzigen Form betrifft, so ist sie schon deshalb unerläßlich, weil dessen Vorhandensein der Habsucht und Korruption des Mandarinenstandes den besten Vorschub leistet. Das Volk selbst ist keineswegs fremdenfeindlicher als andere asiatische Völker; wer aber ein eigentliches, wirkliches Interesse an dem Ausländerhaß hat, das sind die Beamten. Diese wissen, daß eine allgemeine Ausbreitung der westlichen Kultur den Chinesen die Augen öffnen würde über die ganz entsetzliche Mandarinenverderbtheit, und darum stiften sie insgeheim Unruhen und heizen das Volk zu Christenverfolgungen auf. Wird das Missionswesen abgeschafft oder doch gründlich umgestaltet, und unterläßt man es, die Chinesen durch Besetzung von Landes- teilen zu reizen, so entfällt jeder Anlaß zum Haß und zu Verfolgungen, und die „westlichen Barbaren“ können dann ihre Handelsbeziehungen im Reich der Mitte, sofern sie sich nur untereinander vertragen und, statt gegeneinander zu intrigieren, einig sind, weit ungestörter und mit viel größerem Erfolg pflegen als jetzt, denn Ruhe und Friede sind stets dem Streit und Krieg vorzuziehen.

Geheimgesellschaften.

Das Reich der Mitte ist, wie gesagt, von Zeit zu Zeit der Schauplatz blutiger Ausschreitungen, die sich ebenso heftig gegen die einheimischen Christen, wie gegen die Fremden im allgemeinen richten. Angestiftet werden diese Unruhen von den Mitgliedern geheimer Gesellschaften, an denen China sehr reich ist und von denen viele sich den Haß gegen ausländisches Wesen und die Vertreibung der „roten Schweine,“ wie die bezopften Söhne des himmlischen Reiches die Abkömmlinge der weißen Rasse zuweilen nennen, auf das eifrigste angelegen sein lassen.

Der älteste chinesische Geheimbund, von dem wir Kenntnis haben, bestand gegen das Ende der Han-Dynastie (etwa 185 n. Chr.). Drei verbündete Patrioten verteidigten damals den Thron gegen die aufrehrerischen „Gelbmützen,“ einen Geheimbund, dem die Blüte der „Litteraten“ angehörte. Seither gab diese Gesellschaft nur selten ein Lebenszeichen; aber im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts verpflichteten sich fünf Bonzen und sieben Laien eidlich, die gegenwärtige tatarische Tsing-Dynastie zu stürzen und die frühere chinesische Ming-Dynastie wieder einzusetzen. Diese Verschwörer besiegelten ihren Eid dadurch, daß sie ihren eigenen Armen Blut abzapften, es mischten und austranken. Sie gründeten den Bund der Weißen Lilie (pe-lin-kiao) und bauten auf eine Weissagung, die dahin ging, daß einer von ihnen den Kaiserthron besteigen werde. Die Anführer waren ein gewisser Wang-lung und ein Bonze Namens Fan-ui. Der erstere nahm die Stadt Schu-tschang-hien ein, wurde aber

bald vertrieben, verhaftet und nebst vielen seiner Anhänger hingerichtet. 1777 tauchte die pe-lin-kiao wieder auf, jedoch nur um bald eine große Niederlage zu erleiden, nach welcher man den Mädel Führern — unter denen sich auch zwei Frauen befanden — die Köpfe abschnitt, die dann in Käfigen öffentlich zur Schau gestellt wurden.

Auch im Jahre 1800 verschworen sich zwei Geheimgesellschaften erfolglos gegen die herrschende Dynastie: die „Wunderbare Vereinigung“ und die Tsinglien-kiao. Die letztere hielt man für eine Fortsetzung der Pe-lin-kiao unter anderem Namen. Während der Regierungszeit des Kaisers Kia-King (1799—1820) entstand die „Familie der Himmelkönigin“ (Thien-hanw-hoi'h), die ihren Sitz im Süden des Reiches hatte und auch in Korea, Siam und Kochinchina verbreitet war. Entdeckt und scheinbar ausgerottet, lebte diese Gesellschaft als der „Große „Hungbund“ wieder auf. „Hung“ heißt Flut und dieser Name sollte andeuten, daß der Bund die Erde überschwemmen werde. Damit es den Anschein habe, daß nicht alle seine Mitglieder zu einer und derselben Vereinigung gehören, erhielten die Zweige verschiedene Namen, darunter diejenigen einiger früherer Geheimgesellschaften, z. B. Dreieinigkeitsverein, Halle des blauen Lotus, Bezirk der goldenen Orchidee u. dgl. m. Diese Ableger erregten bald die Aufmerksamkeit der Regierung, von der sie eine Zeitlang im Schach gehalten wurden.

Um 1826 herum hatte der Hung-Bund ein Oberhaupt Namens Kwang San. Dieser hielt sich zumeist in dem Bergwerksbezirk von Lufut auf, wo besonders viele Bundesgenossen lebten. Einmal soll er, um sich in eine wilde Stimmung zu versetzen, die mit Wein vermengte Galle eines Ermordeten ausgetrunken haben.

Die Leitung des Hauptbundes lag in den Händen dreier Personen: des eigentlichen Oberhauptes, Koh genannt (= „Der Älteste“) und der beiden Hiong Thi (= „Jüngere Brüder“). Die auf der Halbinsel Malakka bestehenden Zweigvereine

nannten ihre je drei Leiter Tai-koh (= „ältester Bruder“), Ji-koh (= „zweiter Bruder“) und San-koh (= „dritter Bruder“). Den Verschwiegenheitseid mußte der Aufnahmewerber vor einem Gözenbild knieend leisten. Während seines Schwures mußten auch die beiden Hiong Thi niederknien — der eine zu seiner Rechten, der andere zu seiner Linken — um zwei scharfe Schwerter in der Form eines Dreiecks über sein Haupt zu halten. Der Eid bestand aus sechsunddreißig Punkten, deren wichtigster der folgende war: „Ich schwöre, daß ich weder Vater noch Mutter, weder Bruder noch Schwester, weder Gattin noch Kind, sondern ausschließlich die Brüderschaft kennen werde. Wohin diese führt oder wo diese verfolgt, werde ich folgen oder verfolgen; ihre Feinde werden meine Feinde sein.“ Zur Bekräftigung des Eides schnitt sich der Kandidat in einen Finger und ließ drei Blutstropfen in eine Schale Arrak träufeln; die drei Oberhäupter thaten nun dasselbe und leerten dann die Schale. Zur weiteren Verstärkung des Schwures köpfte der Neuling einen weißen Hahn, womit angedeutet werden sollte, daß auch er seinen Kopf verlieren würde, falls er sich als treulos erwiese.

1850 machte der berühmte Rebellenführer Tai-ping-wang einen neuerlichen Versuch, die Ming-Dynastie wieder einzusetzen, von welcher abzustammen er vorgab. Er nannte sich „König des Friedens“ und erklärte, der jüngere Bruder Christi und mit der Aufgabe betraut zu sein, ein „Weltreich der Getreuen“ zu errichten. Er hatte sicherlich keine Kenntnis von den Schwärmereien der europäischen Rosenkreuzer, die in ihrer „Thesaurinella chymica-aurea“ das Erscheinen einer geheimnisvollen Persönlichkeit weissagten — des Elias Antista, der die Herrschaft Christi in einer neuen Welt aufrichten werde; dennoch gab er (Tai-ping-wang) sich für eine ähnliche Persönlichkeit aus.

Nach der Niederlage und dem Tode dieses merkwürdigen Mannes hörte man nichts mehr von der Hung-Liga, bis im

Frühling 1863 die Polizei bei einer Hausdurchsuchung in Padang auf Sumatra — der betreffende Chinese war eines Diebstahls verdächtig — zufällig ein Paket aufstöberte, das die Satzungen, Eidesformeln, Einweihungsgeheimnisse, Sinnbilder, Erklärungen, geheimen Zeichen, die Beschreibung der Fahnen, den Katechismus zc. des Bundes enthielt. So erfuhr man, daß dieser noch bestehe und 1870 trat er wieder thätig auf. Damals nahm sein Wirken, namentlich in Sarawak, so bedrohliche Formen an, daß die Regierung ein Gesetz schuf, welches schon die bloße Thatsache der Mitgliedschaft mit dem Tode bestrafte. Die Unruhen, welche 1872 in Singapore ausbrachen, wurden von den Zweigen der Liga in den Straits-Settlements angezettelt; damals waren die Hauptrebellien die „sam-sings“ (= kämpfende Männer), die für die Straßenhausierer eintraten, gegen welche die Behörden äußerst strenge Maßregeln getroffen hatten. Der Bund, welcher sich stets vieler Morde, Brandlegungen, Folterungen und Verstümmelungen schuldig gemacht hat, entwickelte in den Jahren 1883 und 1885 abermals eine recht lästige Thätigkeit. Namentlich die „Schwarzflaggen“ — Überbleibsel der Tai-pings — und die „Weißen Lilien“ traten eifrig gegen die Tsing-Dynastie auf. Die Polizeiberichte aus Perak — einem Schutzstaat auf der Halbinsel Malakka — besagten, daß im Jahre 1888 geheime Gesellschaften „endlose Verwirrung und Angst erzeugten,“ obgleich ein Jahr vorher vier Mitglieder der Chi-Hin-Vereinigung wegen ihrer Vertretung der Interessen dieses Bundes zu zwanzig Jahren Gefängnis verurteilt worden waren. Die Hälfte der in Perak lebenden Chinesen gehört geheimen Gesellschaften an.

Die „Straits Times“ vom 17. September 1889 enthielten einen ausführlichen Bericht über die Gerichtsverhandlung gegen eine Gruppe von Mitgliedern des Sarawaker Chi-Hin-Bundes, auch Sam-Tian genannt. Die sechs Rädelführer wurden erschossen; elf eifrig thätige Genossen, welche Nichtmitglieder geprügelt, bedroht oder umgebracht hatten,

empfangen je zweiundsiebzig Stockstreichs und wanderten zu unbestimmter Zeit in den Kerker, während sieben andere, gegen die nichts besonderes vorlag, freigesprochen wurden, aber schwören mußten, jede Verbindung mit dem Geheimbund aufzugeben.

Ende 1895 erhob sich eine Anzahl von Mohammedanern gegen die chinesische Regierung und nahm die Hauptstadt der Provinz Kan-su ein. Ihnen schlossen sich die centralchinesischen Geheimgesellschaften an. Ihr Erfolg war jedoch von sehr kurzer Dauer; bereits nach wenigen Wochen gelang es, den Aufstand zu unterdrücken und fünfzehn der Anführer zu enthaupten. Die übrigen entkamen, darunter ein bekannter Hongkonger Arzt Sun-Yet-Sun, auch Sun-Wen genannt. Im Oktober 1896 wurde er in der chinesischen Gesandtschaft zu London gefangen gehalten, bis auf Lord Salisburys Betreiben seine Freilassung erfolgte. Er behauptete, von Angestellten des Gesandten ins Gesandtschaftsgebäude gelockt worden zu sein.

Die politischen Geheimgesellschaften Chinas dürfen trotz ihrer ersten Fehler nicht gänzlich verurteilt werden. Vielmehr muß man bedenken, daß ihre Aufstände sich ursprünglich gegen die Unterdrückung der Chinesen durch Fremdlinge wandten. Die nichtchinesische Mandschudynastie der Tsings beherrscht das ungeheuere „Reich der Mitte“ in einer beispiellos willkürlichen, ungerechten, grausamen Weise mit Hilfe strenger blutdürstiger Gesetze und eines furchtbar bestechlichen und habgierigen Beamtenstandes.

Einem auf völlig authentischen Quellen fußenden, 1866 in Batavia veröffentlichten englischen Fachwerk entnehmen wir die nachstehende Schilderung einer Loge des Hungbundes. Die Loge ist quadratisch gebaut und von Mauern umgeben, die in den vier Himmelsrichtungen je ein Thor haben. Die Fassaden sind mit Dreiecken geschmückt, dem mystischen Sinnbild der Einigkeit. Der „Saal der Treue und Loyalität,“ in welchem die Neulinge eingeschworen werden, enthält den

Altar und die neunstöckige Pagode, in der sich die Bildnisse der fünf mönchischen Stifter des Bundes befinden. Nur an entlegenen Orten, die sich der Aufmerksamkeit der Mandarinen entziehen, errichtet man Logen; in den Städten und in verkehrsreichen Gegenden verzichtet man auf Logen und trifft sich im Hause des örtlichen Vorsitzenden. Das Handwerkzeug der Logen besteht aus vielen Dingen; am wichtigsten sind das „Diplom“ und der „Scheffel“, der unter anderm den „roten Stab“ enthält, den man gegen Verlezer der Bundessatzungen anwendet. Sodann finden sich vor: zahlreiche Fahnen, eine Schreibtafel, eine Wage, ein Fußmaß aus Jade, die Schere, mit der dem Neuling das Haar abgeschnitten wird zc.

Die Oberleitung der Großen Hung-Viga ist den Großmeistern der fünf Hauptlogen anvertraut. Die Angelegenheiten jeder einzelnen Loge werden verwaltet von einem Präsidenten, einem Vicepräsidenten, einem „Meister“, zwei „Einführern“, einem Finanzbeamten, dreizehn „Räten“, mehreren „Agenten“ („Grasschuhe“, „Eisenplanken“ oder „Nachtbrüder“ genannt) und mehreren untergeordneten, Blumen im Haar tragenden Funktionären.

In Friedenszeiten treten nur Freiwillige dem Bunde bei, während dieser, wenn er etwas ernstes im Schilde führt, Drohungen und Gewalt anwendet, um neue Mitglieder zu bekommen. Der Aufnahmewerber wird in den „Saal der Treue und Loyalität“ unter einer „Schwerverbrücke“ eingeführt, das heißt die „Brüder“ halten ihre Schwerter derart empor, daß sie einen Bogen bilden. Nach der Eidesleistung folgt die Zopfabschneidung, die jedoch unterbleibt, wenn der Neuling unter Chinesen lebt, die sich der tatarischen Vorschrift des Zopftragens fügen. Sodann wird ihm das Gesicht gewaschen und zum Zeichen der Reinheit und des Beginns eines neuen Lebens ein langes weißes Gewand angezogen. Die Füße bekleidet man ihm mit Strohshuhen, einem Abzeichen der Trauer. Nunmehr wird er zum Altar geführt,

damit er neun Grashalme und eine Weihrauchstange opfere; zwischen jeder Opferung wiederholt er eine angemessene Strophe. Hierauf wird eine rote Kerze angezündet und die Anwesenden beten Himmel und Erde an, wobei sie drei Becher Weines gemeinsam austrinken. Jetzt werden drei Lampen angezündet: die „siebensternige,“ die „kostbare Reichs-lampe“ und die „Hung-Lampe.“ Die Versammlung bittet die Götter, die Bundesgenossen zu beschützen. Jeder Anwesende sticht sich in den Mittelfinger und läßt einige Blutstropfen in eine halb mit Wein gefüllte Schale fallen, die dann von den Neuaufgenommenen geleert wird, deren jeder ferner einen weißen Hahn köpft, um anzudeuten, daß der gleiche Tod allen ungetreuen Genossen drohe. Jeder Neuling empfängt ein Diplom, zwei Dolche, drei Hung-Medaillen und ein Buch, das den Eid, die Satzungen, die geheimen Zeichen u. s. w. des Bundes enthält. Die Erkennungszeichen sind zahlreich; sie beziehen sich auf die Art, ein Haus zu betreten, seinen Regenschirm niederzulegen, den Hut in der Hand zu halten, seinen Thee zu trinken, die Schuhe zu tragen und vieles andere zu thun.

Henry Pottinger bezog sich wahrscheinlich auf eine Geheimgesellschaft, als er 1843 in einer diplomatischen Depesche an Lord Aberdeen schrieb: „Nach Beendigung des Gefanges nahm der chinesische Kommissär Ke-dsching von seinem Arm ein goldnes Armband, gab es mir und teilte mir mit, er habe es in seiner Kindheit von seinem Vater empfangen, es enthalte eine geheimnisvolle Inschrift und ich würde in China überall, wo ich es vorwiese, brüderlich aufgenommen werden.“

Jedes Mitglied des Hungbundes ist im Besitz eines farbigen Seiden- oder Baumwollabdruckes des Bundesstegels, dessen Original das Oberhaupt der Liga aufbewahrt. Es ist immer fünfeckig und hat eine scheinbar sinnlose chinesische Inschrift von vermutlich abgekarteter geheimer Bedeutung. Hier ein Beispiel. Innerhalb des Fünfecks befindet sich ein Achteck mit sechzehn Zeichen, welche in wörtlicher Übersetzung

so lauten: „Der älteste Bruder vereinigt Schlachtordnung. Jedermann bereitet sich Zeichen Anführer vor. Angeschwollener Bergstrom breitet sich in Kanälen aus. Heute ist zehntausend Jahre.“ Viele Mitglieder tragen den Siegelabdruck als Amulett und alle halten seine Bedeutung streng geheim. Als Talisman mag das Siegel gegen Verwundung oder Tod auf dem Schlachtfeld ebenso wirksam sein, wie im fünfzehnten Jahrhundert die von einem Passauer Scharfrichter verkauften waren, als deren Inschrift ein neugieriger Soldat die Worte entdeckte: „Feigling, verteidige dich!“

Heutzutage scheint die mächtigste Geheimgesellschaft Chinas die Ko-lao Hui zu sein, die ursprünglich eine rein militärische Vereinigung war zum wechselseitigen Schutz gegen die Erpressungen und Veruntreuungen der mit der Besoldung und Verpflegung der Truppen betrauten Civilbeamten. Allmählich wurden auch Nichtsoldaten zugelassen. Es heißt, daß der Neuling bei seiner Aufnahme einen Hahn töten und dessen Blut rein oder mit Wein gemischt trinken muß. Angeblich benutzt man bei den Versammlungen einen Circumferentor, dessen Bewegungen geheimen Einflüssen zugeschrieben werden. Der Mitgliedernachweis besteht in einem kleinen rechteckigen Stück Leinwand oder Baumwollstoff, das mit einigen chinesischen Zeichen gestempelt ist; wer im Besitz einer solchen Mitgliederkarte betroffen wird, den lassen die Behörden ohne Umstände hinrichten.

Die Ko-lao Hui ist ausländer- und missionsfeindlich und man vermutet, daß sie die eigentliche Anstifterin aller neueren chinesischen Angriffe und Überfälle auf Ausländer, insbesondere auf christliche Missionäre sei. Die Ko-lao Hui hat bereits wiederholt Flugschriften unter Titeln wie: „Die Teufelslehrer sollten getötet werden“ u. dgl. verteilen lassen, worin die christlichen Missionäre der ärgsten Verbrechen gegen Leben und Sitten beschuldigt wurden — selbstverständlich irriger- oder böswilligerweise.

Die Ko-lao Hui ist auch antidynastisch. 1891 ließ sie

in mehreren Provinzen aufreizende Plakate ankleben; die Obrigkeit ließ dieselben sofort entfernen, doch prangten sie alsbald wieder an den Straßenecken. Im September des genannten Jahres organisierte dieser Geheimbund einen Aufstand und zwei Monate später fiel sein berühmtes Oberhaupt Tschen-kin Lung den Behörden in die Hände. Er war in einem Gasthause erwischt, geknebelt und gefesselt worden und wurde an Bord einer bereitstehenden Dampfbarke nach Shanghai gebracht, wo eine äußerst geheime Untersuchung gegen ihn stattfand. Außer einem Dolch mit vergifteter Klinge wurden bei ihm mehrere amtliche Schriftstücke des Bundes gefunden, in denen er als „achter großer Fürst“ angesprochen war. Bei den Verhören verhielt er sich sehr wortkarg; auch das Foltern bewog ihn nicht zum Verrat. Er sagte bloß: „Ersparet euch die Mühe und mir den Schmerz; seiet überzeugt, daß es Männer giebt, die bereit sind, ihr Leben zu lassen für eine gute Sache, die diesem Land auf Jahrtausende hinaus Glück bringen wird.“ Sein weiteres Schicksal ist unbekannt.

Die Hui-Liga hat mehrere Ableger; da diese aber eigentlich gegenseitige Hilfsvereine sind, schenkt die Regierung ihnen wenig Aufmerksamkeit. Einer der größten ist die „Goldene Lilie“, die in West-China gut gedeiht und deren Mitglieder sich in vier Abteilungen um die weiße, schwarze, rote und gelbe Fahne scharen.

Nach einem englischen amtlichen Bericht von 1892 ist es mit Hilfe eines drei Jahre vorher erlassenen Gesetzes gelungen, die chinesischen Geheimgesellschaften in den Straits-Settlements größtenteils zu unterdrücken. Aber es wird wohl noch sehr lange dauern, bis das Dreieinigkeitselement gänzlich ausgerottet sein wird. Namentlich der Hung-Bund schlummert bloß; aus ihm sind viele kleine Gesellschaften hervorgegangen, die Gruppen von rohen Kerlen in die Kaufläden, die Singspielhallen u. s. w. entsenden, damit sie — unter Androhung sonstigen massenhaften Erscheinens und

entsprechender Geschäftsstörung — Monatsbeiträge erpressen. Die „kämpfenden Männer“ dieser Vereinigungen werden in den Logen von deren Leitern mittels der erpreßten Gelder erhalten. Das radikalste Mittel zur Beseitigung dieser Übelstände ist versucht worden (die Verjagung der Logenhäupter), bislang jedoch mit geringem Erfolg.

Was die während der großen „Wirren“ von 1900 fortwährend vielgenannten „Boxer“ betrifft, so sind über sie derartig widersprechende und unklare Mitteilungen verbreitet worden, daß selbst die Kenner Chinas — sogar die an Ort und Stelle lebenden — nur Eines bestimmt wissen: nämlich, daß man über jene Sekte oder Vereinigung oder Brüderschaft nichts Bestimmtes weiß — weder über ihr Wesen und ihre Organisation, noch über ihr Verhältnis zu den chinesischen Regierungsfaktoren. Man geht gewiß nicht fehl, wenn man annimmt, daß unter „Boxers“ überhaupt keine positive Körperschaft zu verstehen ist. Wahrscheinlich handelt es sich teilweise um Massen Beschäftigungsloser, die von fremdenfeindlichen Mandarinen zur Bekämpfung der „westlichen Teufel“ aufgeboden wurden, teils um Ableger der Ko-lao Hui und mehrerer anderer Geheimbünde, insbesondere der „roten Regenschirme“ und der neueren „Liga der Vereinigten Patrioten.“ In arger Begriffsverwirrung legt man diesen Elementen die verschiedensten Namen bei: „Boxer,“ „Fäuste der Vaterlandsliebe und des Friedens,“ „Leute vom Großen Messer,“ „Großes Wasser,“ „Goldene Uhr“ u. dgl. m. Es wird auch noch recht lange dauern, bis ein sicheres Urteil darüber möglich sein wird, ob die sog. Boxerbewegung patriotischer, religiöser, wirtschaftlicher, socialer oder politischer Natur oder aber ein Gemisch von alledem ist. In der Hauptsache scheint sie in eine anti-dynastische und eine ausländischerfeindliche Richtung gespalten zu sein; allein es wäre, wie gesagt, vorläufig gewagt, irgend eine bestimmte Meinung auszudrücken.

„San Lin.“

Die Bacchanalien der Chinesen heißen San-Lin und sind mit dem Neujahrsfest identisch. Da das Jahr der Chinesen ein Mondjahr ist und an jenem Tage beginnt, an welchem der Neumond dem fünfzehnten Grade des Wassermannes am nächsten steht, fällt der Neujahrstag in die letzte Januarwoche. Die Neujahrsfeiertage dauern gewöhnlich eine bis drei Wochen und beginnen bereits einige Tage vor dem Schlusse des alten Jahres. Während dieser Schlußtage giebt sich Jedermann, dem seine Zeit oder seine Mittel es erlauben, dem Vergnügen hin. Die Mandarine versehen nur die dringendsten Agenden. Für manche Bevölkerungsklassen ist es eine Zeit erhöhter Geschäftsthätigkeit und Anspannung, die am letzten Jahrestage ihren Gipfelpunkt erreicht. Die Kaufleute und Ladenbesitzer haben alle Hände voll zu thun, die Bücher abzuschließen und die Forderungen einzutreiben. Wer seine Bilanz mit einem Verlust abschließt, wird für sehr unglücklich gehalten. Die Detailhandlungen sind von Käufern überfüllt; da die Geschäftsbesitzer darauf Gewicht legen, ihre Waren schleunigst loszuschlagen, benützen die Kunden die günstige Gelegenheit, ihren Bedarf zu besonders ermäßigten Preisen zu decken. Unter solchen Umständen ist der Geldumsatz in den letzten Tagen des Jahres denn auch ein ungeheurer. Viele Läden werden bis zum Neujahrsabend offen gehalten: die Inhaber befinden sich in einem Zustande der fieberhaftesten Aufregung, denn sie müssen bei all dem Kummel ihre Verkäufe notieren, damit sie ihre Bücher vor dem Hereinbrechen des neuen Jahres vollkommen

abschließen können, woran ihnen viel gelegen ist. In den Wohnhäusern ist das Gesinde mit dem Reinigen der Zimmer beschäftigt. Die Fußböden werden aufgewaschen und mit Teppichen belegt, die an den Wänden und Thüren befindlichen Amulette herabgenommen und durch neue ersetzt.*) Die Tische und Sessel erhalten Überzüge aus rotem, mit Blumen ausgestatteten Tuche. Die Ahnenhalle wird mit Fähnchen und Blumen geschmückt.

Am letzten Tage des Jahres klebt man an die Pfosten der Hausthore rote Papierstreifen mit Schriftzeichen, welche Gedeihen, Reichthum, Glück zc. bedeuten; sind in der Familie im Laufe des Jahres Todesfälle vorgekommen, so nimmt man blaues Papier mit Trauersprüchen. An die Hausthür selbst werden große Bildnisse zweier chinesischer Generale gehängt, die einem Kaiser, der vor mehr als dreitausend Jahren regierte, gute Dienste leisteten. — Der Kaiser war schlaflos, weil ihm geträumt hatte, daß sein Palast des Nachts von bösen Geistern heimgesucht werde. Da die gegenteiligen Versicherungen seiner Minister ihn nicht beruhigten, befahl er jenen zwei Generalen, während der Geisterstunden an den Thoren Wacht zu halten. Ihre Wachsamkeit brachte dem Herrscher den Schlaf wieder und im Laufe der Zeit sind sie auf den Rang von Pfortengottheiten erhoben worden. Wer zu arm ist, um Bildnisse der letzteren kaufen zu können, klebt wenigstens mit ihren Namen bedruckte Plakate an die Thore.

Unmittelbar vor dem Neujahrstage, gewöhnlich am 28. oder 29. des zwölften Monats, beobachten sämtliche Kreise der Bevölkerung eine Ceremonie („Tuen-Nin“ oder Waschung genannt), die der Hauptsache nach in einem Dankgebet an die Schutzgottheit des Hauses für den dem Hause und dessen

*) Die Amulette werden zumeist von Kalligraphen geschrieben, die gewöhnlich heruntergekommene oder durchgefallene Studenten sind. Die Schönschreiber sitzen an kleinen Tischen, die sie in Tempelhöfen, auf öffentlichen Plätzen, in Theegärten u. s. w. aufstellen.

Inaffen im Laufe des Jahres gewährten Schutz, sowie einer Mahlzeit, an der sämtliche Hausbewohner teilnehmen, besteht. In reichen Häusern fällt dieses Banket großartig aus und dauert mehrere Tage.

Am Vorabend des Neujahrstages laufen von sechs bis neun Uhr Abends acht- bis vierzehnjährige Knaben in den Straßen umher und schreien: „Ich verkaufe meine Thorheit und meine Trägheit jemand anderm, damit ich im nächsten Jahre weiser sei.“ Diese Sitte ist namentlich in den Provinzen Kwangtung, Hunan und Hupeh sehr verbreitet. Von acht bis neun Uhr huldigt man in den besseren Kreisen einem Aberglauben, der „Kengting“ („Erfahrung durch den Spiegel“) genannt wird. Man legt auf einen kalten Ofen ein Sieb, stellt auf dieses ein mit Wasser gefülltes Gefäß und einen Spiegel, schleicht sich dann verstohlen auf die Gasse und lauscht aufmerksam dem Gespräch der ersten Passanten; behandelt dasselbe angenehme Gegenstände, so setzt der Lauschende voraus, daß ihm im neuen Jahre das Glück günstig sein werde. In den niedrigeren Ständen herrscht ein ähnlicher abergläubischer Gebrauch, der unter dem Namen „Chong-Kwatau“ (Begegnung mit dem glücklichen Haupt) bekannt ist.

Im Laufe des letzten Tages des Jahres werfen sich die Familienmitglieder zu wiederholtenmalen vor dem Haus-Ahnenaltar nieder. Während der Nacht beobachten sie allerlei religiöse Ceremonien. Das Gefinde stellt vor dem Ahnenaltar Lampen auf und füllt sie von Zeit zu Zeit nach, damit sie bis zur Morgendämmerung brennen. Die Männer und die Knaben besuchen eine Reihe von Tempeln, um die Götter anzubeten. Die Bezirks-, beziehungsweise Dorfsältesten erscheinen in den Tempeln in Staatskleidung und halten um Mitternacht im Namen des Volkes einen Gottesdienst ab. Die Tempel sind hell erleuchtet. Während die Frommen Trankopfer darbringen und den Göttern Speisen und Papiergeld-Nachahmungen anbieten, stehen an der Thür

drei oder vier Spielmänner und singen zu ihrer mißklingenden Musik Lieder. Auch fehlt es in den Tempeln nicht an Raketenfeuerwerk, das alle Räume mit erstickendem Pulverdampf erfüllt.

Auch die Straßen sind von einer betäubenden Atmosphäre erfüllt, da die Leute, nachdem sie ihre Hausgötter angebetet, vor den Hausthüren Raketen abbrennen, um alle bösen Geister zu verjagen. Nachbarn wetteifern miteinander hinsichtlich der Quantität der von ihnen abgebrannten Raketen und des dabei erzeugten Geräusches. Das geht so fort bis Sonnenaufgang; viele Chinesen glauben, daß man sich ein langes Leben sichere, wenn man zehn bis zwölf Jahre hintereinander die letzte Nacht des alten Jahres durchwacht und den ersten Sonnenaufgang des neuen mit ansteht. Die Bettler sind in dieser Nacht sehr geschäftig; sie durchheilen die Stadtviertel, in denen sie wohnen, mit Körbchen, die kleine Zettel enthalten, auf denen gedruckt steht: „Möge beim Öffnen der Thür großes Glück ins Haus ziehen.“ Sie kleben einen solchen Zettel an jede Thür und verlangen am Neujahrstage den Bewohnern der betreffenden Häuser Almosen ab. In vielen Gegenden nehmen die Leute um Mitternacht ein wohlriechendes Bad.

Die in der letzten Nacht des Jahres so belebten Straßen sind am Neujahrstage menschenleer. Durchwandert man an diesem Tage eine chinesische Stadt, so glaubt man sich nach London an einem Sonntag versetzt. Alle Läden, Bureaus, Ämter und Magazine sind geschlossen, die Straßenverkäufer verschwunden. Viele Leute besuchen ihre auf dem Lande wohnenden Verwandten oder Freunde, um ihnen zu gratulieren; wer in der Stadt bleibt, hält sich gemeiniglich zu Hause auf. Der Austausch von Besuchen ist ein ziemlich lebhafter. In den Straßen sind zwar sehr wenig Fußgeher, aber viele Sänften zu sehen, in denen sich feiertagsmäßig gekleidete Herren und Damen zu Besuch tragen lassen. An den Stangen der Damensänften hängen lange Stücke Zucker-

rohr, die zu Geschenken für die Besuchenden bestimmt sind, gewöhnlich jedoch nicht herabgenommen werden, da der gute Wille, das Geschenk zu machen, als genügend betrachtet wird. Jedenfalls eine wenig kostspielige Art des Schenkens! Doch pflegen die Reichen wirklich Geschenke auszutauschen. Wie in Europa ist es auch in China üblich, daß die Familienhäupter ihrem Gesinde zu Neujahr Kleidungsstücke und kleine Geldbeträge schenken und daß die Geschäftsinhaber ihren Jahrestunden zum Zeichen der Dankbarkeit Geschenke zukommen lassen.

Bei den Neujahrsbesuchen werden Verbeugungen und Glückwünsche ausgetauscht. Sind die Besucher Verwandte, so führt man sie in den Ahnenjaal, wo sie die toten Vorfahren anbeten. Die Tische im Empfangszimmer sind mit Zuckerwerk und Gebäck bedeckt. Jeder Gast erhält eine Schale Thee, in die als Sinnbild des Wohlstandes eine Mandel oder eine Olive gelegt wird. Die Kinder beten ebenfalls vor den Ahnenaltären und bringen dann ihren Eltern und älteren Brüdern die üblichen Huldigungen — Niederknien, Berühren der Erde mit der Stirne u. s. w. — dar; auch ermangeln sie nicht, ihre Schulmeister und Privatlehrer zu besuchen und ihnen Beweise ihrer Ehrerbietung zu liefern. Die in den Provinzialhauptstädten angestellten Civil- und Militärbeamten aller Grade statten den Vicekönigen Gratulationsvisiten ab.

In Peking begeben sich am Neujahrstage die kaiserlichen Prinzen und die höheren Staatsbeamten in den Residenzpalast, um dem Kaiser zu huldigen, der sie mit ganz ungewöhnlicher Freundlichkeit empfängt. Das Gesetz schreibt eigentlich vor, daß bei dieser Gelegenheit sämtliche Staatsbeamte des ganzen Reiches anwesend zu sein haben; da diese Vorschrift jedoch undurchführbar ist, finden sich die Beamten in den sogenannten „Kaisertempeln“ ein — jede Stadt besitzt einen solchen — in deren jedem ein Thron steht, der dem Pekingener Drachenthron nachgebildet ist und auf dem, wie in

allen Tau- und Buddhatemplen und mohammedanischen Moscheen Chinas, ein Täfelchen liegt, das die folgende Inschrift trägt: „Möge der regierende Kaiser zehntausend Jahre und zehnmal zehntausend Jahre über das Land herrschen.“ Um ihre Ehrerbietung für den Regenten an den Tag zu legen, werfen sich die Mandarine in beträchtlicher Entfernung vom Throne, zu dem neun Stufen hinauführen, nieder und schlagen sich den Kopf zur Erde. Sie kleiden sich aus diesem Anlasse in ihre Hofgalagewänder, es sei denn, daß China mit einem anderen Volke Krieg führe; ist dies der Fall, so dürfen die Beamten während der ganzen Dauer des Feldzuges keine Galakleider anlegen. Am nächsten Tage beten die Mandarine früh morgens in den Tempeln des Drachenkönigs, der Himmelskönigin, der Wind- und Feuergötter und des Schutzgottes der befestigten Städte.

Am zweiten Neujahrstage veranstalten die Chinesen Bankette, bei denen der Fisch Liju die Hauptrolle spielt, und Strahlmuscheln als glückbringende Speise serviert werden. Während der nächsten Tage tauschen Verwandte und Freunde Geschenke aus, und zwar vornehmlich Orangen, Wein, in Öl gebackene Kokosnüsse und kugelförmige, in Öl gebackene Kuchen. Diese Gaben werden durch Weiber — die sogenannten „Neujahrstheeträgerinnen“ — überschickt, und man sieht zuweilen Hunderte derselben hintereinander herschreiten. Zwischen dem vierten und dem siebenten Tage beten sämtliche Mädchen und Frauen Apo, die Schutzgöttin der Ehe, an und opfern ihr sauern Ingwer und rote Eier; sind sie reich, so opfern sie Schweinebraten, gekochte Hühner und ein Wassergemüse namens Tszentu, dem die chinesische Heilkunst gewisse gynäkologische Eigenschaften zuschreibt. Der siebente Tag ist speciell ein Damenfeiertag, an dem das schwache Geschlecht scharenweise die öffentlichen Gärten aufsucht, um sich zu unterhalten. Kann eine Dame mit ihren kleinen Füßen noch trippeln, so thut sie es; andernfalls läßt sie sich von einer Sklavin auf dem Rücken tragen. Wo die

Gärten zu Wasser nahbar sind, herrscht auf den Fahrzeugen der betreffenden Flüsse und Buchten ein äußerst reges Leben. Der Verlauf des Wetters während der ersten zehn Tage des Jahres wird von allen Schichten der Bevölkerung mit großer Aufmerksamkeit beobachtet; sollte derselbe ein günstiger sein, so nimmt man an, daß Menschen, Pferde, Kühe, Hunde, Schweine, Ziegen, Hühner, Getreide, Obst und Gemüse gedeihen werden. Während der Neujahrstage machen die Wahrsager glänzende Geschäfte.

In der Provinz Kwangtung, und namentlich in Kanton, werden während der ersten vierzehn Tage des Jahres Laternenmärkte abgehalten. Man findet da Laternen in allen möglichen Größen und Gestalten; sie sind fisch-, blumen-, vogel-, obstförmig u. s. w. Ein großer Teil der Käufer rekrutiert sich aus Personen, die im Laufe des verflossenen Jahres mit Kindern gesegnet worden; sie hängen die gekauften Laternen als Dankopfer in den in der Nähe ihrer Wohnung gelegenen Tempeln auf. Eine andere Gruppe von Käufern besteht aus Leuten, welche Nachkommen wünschen, sie versehen ihre Laternen mit ihren Namen und ihrer Adresse und lassen sie sich erst am Ende des Monats zuschicken, nachdem sie vorher an den vor den Altären brennenden „ewigen Lampen“ angezündet worden sind. Der diese Laternen überbringende Bote wird von Spielmännern begleitet und überreicht gleichzeitig einen Lattich, in dessen Mitte eine von zwei Zwiebeln umgebene Kerze brennt. Die Laternen werden vor dem Ahnenaltar aufgehängt und sodann findet ein Festmahl statt. Auf den Laternenmärkten verkauft man auch Wachsfiguren von Männern, die „Samjing“ heißen. Die Gestalten sind in Seide gekleidet und stellen das Glück, den Rang und die Langlebigkeit vor. Die Samjing werden vom Käufer auf seinen Ahnenaltar, in manchen Fällen auf den Altar des Gottes des Reichthums gestellt.

In einigen Gegenden herrscht die Sitte, daß am fünf-

zehnten Tage des ersten Monats sämtliche Mitglieder eines Geschlechts sich zu einem gemeinschaftlichen Festmahl vereinigen. Bei dieser Gelegenheit wird eine große Laterne, die am Neujahrstage vor dem Ahnenaltar der Familie aufgehängt worden ist, an den Meistbietenden versteigert. In mehreren Bezirken der Provinz Kwangtung wird vor dem Ahnenaltar ein vielzweigiger Baum aufgestellt — ein Sinnbild der Hoffnung, daß es dem betreffenden Geschlechte nie an Vertretern fehlen werde. Wer im Laufe des letzten Jahres gute Geschäfte gemacht hat oder mit Kindern gesegnet worden ist, veranstaltet in seinem Ahnensaal zwischen dem ersten und fünfzehnten Tage des ersten Monats große Festmahlzeiten für seine ganze Verwandtschaft.

In jedem Bezirke geben Leute, denen Söhne geboren wurden oder die kurz vor Neujahr dahin übersiedelten, ihren armen Nachbarn am siebenten oder am fünfzehnten Tage des ersten Monats ein Gelage in einem Gemache des größten Tempels des Bezirks. Das Mahl besteht aus Reis, Fischen, Schweinefleisch, Geflügel, Gemüse und Wein. Kurz vor der bestimmten Stunde durchheilen Boten der Gastgeber die Straßen und laden die Gäste durch Trommelschläge und Ausrufungen ein, zu erscheinen.

Während des ganzen ersten Monats ziehen in den Straßen nächtlicherweile Prozessionen umher, welche Momente aus der Geschichte des Altertums darstellen. Dem Zuge, dessen Teilnehmer theatralisch gekleidet sind, wird eine Nachbildung eines großen Drachen vorangetragen, in dessen Bauch die Köpfe und Oberleiber seiner Träger stecken. Zum Zuge gehören auch Knaben, die an langen Stangen vielgestaltige Laternen tragen. In der ersten Hälfte des ersten Monats werden auf den freien Plätzen vor den wichtigsten Tempeln der Städte Gesindemärkte abgehalten. Dieselben sind mit allerlei Belustigungen verbunden. In Binsenhütten werden Raubtiere zur Schau gestellt; auch mangelt es nicht an mürrischen Stachelschweinen, sechsfüßigen Ferkeln und vier-

fäßigen Enten, sowie Suppen-, Thee-, Obst- und anderen Verkaufsstellen, wo die Hungrigen und Durstigen sich für wenige Käsch (kleine Kupfermünzen) laben können. Da auch zahlreiche Hazardspielbuden vorhanden sind, ergreifen viele der zu Markte kommenden Dienstboten die gute Gelegenheit, sich ihrer Ersparnisse rasch zu entledigen. Eine eigentümliche Art des hier gepflegten Hazardspieles wollen wir namhaft machen. Ein lebender Fisch oder ein großes Stück Schweinesfleisch wird am oberen Ende einer Stange befestigt, und die Leute, die Lust dazu verspüren, machen einen Einsatz auf das Gewicht des Fisches oder des Fleisches; haben sämtliche Spiellustige ihre Ansicht ausgesprochen, so wird der Gegenstand herabgenommen, gewogen und dem Gewinnenden eingehändigt.

In den südlichen Provinzen ist mit den Neujahrsfeiertagen ein sehr unschöner Gebrauch verbunden. Die Bauern mehrerer Nachbardörfer kommen auf freiem Felde zusammen, teilen sich in Gruppen und bewerfen einander in aller Freundschaft mit Steinen. Natürlich ist dieser sonderbare „Sport“ oft von ernststen Folgen begleitet. Bei einer solchen Gelegenheit, bei welcher Gray, der bekannte Chinaforscher, anwesend war, wurden so viele Bauern verletzt, daß die Ältesten die Polizei aufforderten, die Erneuerung des Kampfes am nächsten Tage zu verhindern. Die Polizei ergriff daher am zweiten Morgen einen der Rädel Führer und band ihn an einen Baum; allein die versammelten Bauern trieben sie zurück, befreiten den Gefangenen und setzten das rohe Spiel fort. Die Kämpfer wie die Zuschauer erfrischten sich in den Pausen bei den Suppen- und Obstbuden, die auf dem Kriegsschauplatz aufgestellt sind. Wie die meisten Gebräuche der Chinesen, so verdankt auch dieser seinen Ursprung irgend einem Aberglauben. Da zuweilen sogar Todesfälle das Ergebnis sind, bemühen sich die Dorfältesten, dem Unfug zu steuern.

Geburt und Tod.

Am dritten Tag wird das Kind „feierlich,“ das heißt unter allerlei Ceremonien, gebadet. Dieses Bad könnte man „die Taufe“ der Chinesen nennen. Ist der Sprößling ein Mädchen, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach wenig oder gar keine Freude zur Schau getragen. Ist's dagegen ein Knabe, so besucht die Mutter unmittelbar nach ihrer Genesung in Galagewändern denjenigen Tempel, den ihre Familie am häufigsten zu besuchen pflegt. Dort bietet sie der „Tien Hau“ (Himmelkönigin) ihren Dank dar. Bei einer solchen Gelegenheit war es einer meiner Bekannten vergönnt, mit einer Dame von Rang in Berührung zu kommen. Eine Frau des Hauqua — eines Sohnes des historisch berühmten Hong-schen Kaufmanns gleichen Namens — befand sich zu erwähn-tem Zwecke in einem Tempel von Horam, als ich diesen gerade besichtigte. Das von dem älteren Hauqua zu Ehren seiner Vorfahren gestiftete Allerheiligste dieses Bethauses bestand in einer hohen, geräumigen Halle mit einem an den Balken offenen Dach. Der Saal war im Hintergrund und an den Seiten von Mauern umschlossen, während vorne reichgeschnitzte Thüren auf eine Terrasse führten. Umgeben war der Tempel von einer steinernen Balustrade, mit der Aussicht auf eine viereckige, rasenbewachsene Einzäunung, die zwei oder drei schöne Exemplare des chinesischen Pagodenbaumes (*Ficus religiosa*) enthielt und mit einem Teich, den die breiten grünen Blätter und rosig angehauchten Blüten des Lotus bedeckten. Der Lotus ist dem Buddha geheiligt, der oft auf dessen offenen Blumen sitzend dargestellt wird.

Über diesen Teich führte eine Brücke, eine Galerie von massiv ausgehauenen Stein, den Balustraden entsprechend und mit der Terrasse in Verbindung stehend, faßte ihn ein. Auf der gegenüberliegenden Seite der Galerie sah man die Rückseite eines anderen Altars, von tief scharlachener Farbe wie der vordere, mit hohem, gewölbtem Dach, sich wie die gebogenen Konturen eines tatarischen Zeltes (von dem, wie man glaubt, die Chinesen ihren architektonischen Stil entlehnt haben) heruntersenken, verziert mit Drachen, Vögeln und Delphinen aus glasiertem Thon, in den glänzendsten Farben. An beiden Seiten entlang zog sich eine Reihe düsterer Gänge, die mit dem übrigen Gebäude in Verbindung standen. An einem Ende der Terrasse befanden sich zwei oder drei kleine Tische, die mit Speisen besetzt und von einer beträchtlichen Anzahl Chinesen umgeben waren, darunter mehrere stehende Frauen wahrscheinlich zur Bedienung irgend einer Dame, wie denn in China die Diener zumeist dem weiblichen Geschlecht angehören. „Bekannt mit den Bedenken der Chinesen dagegen, Fremde in Gegenwart der weiblichen Mitglieder ihrer Familie zu empfangen, kehrten wir um und waren im Begriff, jenen Teil des Tempels zu verlassen, nicht wenig enttäuscht, daß wir nicht imstande waren, das ganze Gebäude zu sehen, als zwei Mitglieder der Gruppe, deren einer der Sohn Hauquas war, sich näherten und uns baten, unsere Besichtigung fortzusetzen, wenn wir es wünschten. Wir thaten dies.“ Das Heiligtum, in dem die Ceremonie vollzogen wurde, war mit Blumen geschmückt, während auf dem langen, einem Ladentisch ähnlichen Altar, Pyramiden von Früchten und Süßigkeiten angehäuft waren. Zu beiden Seiten dieser Fußgestelle befanden sich zwei kleinere, auf deren jedem ein, wahrscheinlich liturgischen Zwecken dienendes Buch, sowie ein Stäbchen und ein hohler, roter, nierenförmiger Kürbis lagen. Der letztere gab, wenn darauf geschlagen wurde, einen hohlen, nicht unmusikalischen Laut von sich. Jeder Schlag bedeutete die

Wiederholung eines Gebetes. Diese Einrichtung bildeten die Lesepulte der amtsstuhenden Priester, und zwischen diesen, der im Mittelpunkt befindlichen Base des Hochaltars gegenüber, war ein Kissen und eine Matte gelegt, daß darauf die schöne Andächtige knieen und den Kotu vollziehen möge, eine Ceremonie, die im Knieen und von Zeit zu Zeit während des Gottesdienstes im Berühren der Erde mit dem Kopfe besteht. An beiden Seiten der Mittelthür des Schreines stand ein großes Bronzegefäß voll Silberpapier, das zu Kästchen von ungefähr der Gestalt und Größe unserer Stahlfedernschachteln geformt war, Silberbarren darstellte und am Schluß der Ceremonie als Opfer für die Himmelskönigin verbrannt wurde. Meine Bekannte schreibt ferner: „Beim Verlassen des Heiligtums gingen wir, noch immer von den zwei Chinesen, die sich uns zugesellt hatten, begleitet, dicht an der tadelnden Gesellschaft vorüber, als sich die Dame, gestützt auf zwei Dienerinnen, erhob und uns, die Hände kreuzend, nach chinesischer Sitte begrüßte. Von ihrer Schönheit kann ich nichts sagen; weder mein Gefährte noch ich beachteten sonderlich das à la Chinoise bemalte Gesicht, und die in der gewöhnlichen, theekannenartigen Form aufgesteckten, mit prachtvollen Perlen, Zieraten von Nephrit und lebenden Blumen geschmückten Haare. Die „goldenen Lilien,“ wie die Bewohner des „blumigen Königreichs“ die verkrüppelten Füße der höheren Klasse ihrer Frauen nennen, und die kostbar gestickten Kleider zogen unsere Aufmerksamkeit viel mehr an, als die Augen und Gesichtszüge, die ohne Zweifel der einzige Gegenstand unserer Betrachtung hätten sein sollen.“

Nach dieser Feier, die natürlich nicht immer mit einer solchen Pracht, wie wir sie beschrieben haben, begangen wird, beschenken die Verwandten das Kind entweder mit Silbergerät, oder mit silbernen oder goldenen Armbändern, auf denen Zeichen, die langes Leben, Ehre und Glück bedeuten, eingraviert sind. Zu dieser Zeit empfängt das Kind auch seinen „Milchnamen“ oder den Lieblingsnamen, unter dem

es in seiner Familie bekannt wird; den Namen, mit welchem es von anderen genannt wird, erhält es erst nach Vollendung des vierten Jahres, wo der Anfang seiner Erziehung vorausgesetzt wird.

Wer hat nicht schon gehört, daß die Chinesen des Kindesmordes angeklagt werden? Wir glauben jedoch, daß dieses Verbrechen bei ihnen weniger vorherrscht, als bei uns. Wenn gelegentlich Kinder ausgefetzt werden, so glauben wir, daß bitterer Mangel und die Hoffnung, daß Barmherzigkeit besser für das Kind sorgen werde, als es der Mutter vergönnt ist, die Beweggründe sind. In der Regel wirkt das Selbstinteresse als stärkste Schranke gegen dies Laster. Daß das Leben der männlichen Kinder erhalten bleibe, ist von höchster Wichtigkeit, da das chinesische Gesetz die Söhne zwingt, ihre Eltern zu erhalten, und im Fall des Ablebens aller Söhne niemand da sein würde, um seinen Gottesdienst am Grabe des Vaters und der Mutter zu vollziehen, von dem, wie sie glauben, ihre Glückseligkeit in einer anderen Welt abhängt. (Nur männliche Kinder dürfen an den Gräbern der Eltern beten.) Die Erhaltung der Mädchen ist beinahe ebenso wichtig, da sie entweder als Frauen oder als Dienerinnen eine gangbare Ware sind. Nicht selten wird ein ganzer Korb voll kleiner Kinder zum Verkauf von Kanton nach Hongkong geschickt, zu Preisen, die von acht bis zwanzig Mark variieren. Dies sind lauter Mädchen, deren Ankauf gewöhnlich die erste Anlage ist, die eine chinesische Aspasia mit ihren Ersparnissen macht, eine Spekulation, die sicherlich am Ende sehr hohe Zinsen für das angelegte Kapital einträgt.

Wenn wir die Existenz des Kindesmordes im allgemeinen in Abrede stellen, müssen wir eine Ausnahme machen mit den Tan-kia (der Bootbevölkerung). Sie sind eine nach Ursprung und Religion von den eigentlichen Chinesen verschiedene Rasse, die von eigenen Behörden regiert und von den anderen Klassen dermaßen verachtet wird, daß kein Kind einer Bootfrau an litterarischen Prüfungen sich beteiligen

oder, wie groß auch seine Fähigkeiten sein mögen, sich um ein Amt bewerben darf. Diese Klasse ist außerordentlich abergläubisch. Wenn z. B. ein Kind, welches Leuten dieser Klasse angehört, an irgend einer zehrenden Krankheit leidet und jede Hoffnung auf Wiedergenesung aufgegeben ist, wird es unter Anwendung großer Grausamkeit getötet, denn die Eltern bilden sich ein, es sei nicht ihr Kind, sondern ein Wechselbalg; ein Dämon habe die Stelle ihres Abkömmlings eingenommen, um ihnen Kosten und Sorgen zu bereiten, für welche sie niemals Entschädigung zu erhoffen haben.

*

Auch sterben muß der Chinese, wengleich keine Zeitung von seinem Tode Kenntniss giebt, wie es in europäischen Ländern der Fall ist. Zu ihm kommt der Tod mit wenig Schrecknissen bewaffnet, so lange er mindestens einen männlichen Nachkommen hinterläßt, der die vorgeschriebenen Opfer an seinem Grabe vollzieht. Meine mehrfach erwähnte Bekannte schreibt: „Wir standen zur See an manchem chinesischen Totenbette; obgleich der Sterbende von „grünen Auen“ plauderte und sich noch einmal wieder von seinen Freunden umgeben, inmitten der Pfirsichhaine von Hiang-Shan währte, während sein gebrechlicher Körper in Wirklichkeit auf den stürmischen Wellen des Indischen Oceans umhergeschleudert wurde, war kein Zeichen von Furcht vor der Zukunft, die ihn erwartete, sichtbar. Aber dort, auf hoher See, war keine Gelegenheit, bei den in China üblichen Todesritualien zugegen zu sein. Eine kurze Stunde, nachdem das Auge starr geworden und die Kinnlade eingefallen war, geschah die letzte Bersenkung des in Leinwand gehüllten, mit Tauen umwickelten Leichnams in die blauen Tiefen des Oceans, ohne Gebet, ohne irgend welchen Ritus, außer dem Ausstreuen einiger kleiner Münze, welche die zurückbleibenden Kameraden auf ein feuchtes Grab werfen.“

Zu Lande bietet sich ein sehr verschiedenes Schauspiel dar. Wenn die letzte Stunde naht, umschreiten die Ver-

wandten schreiend das Haus, unaufhörlich wird der Gong geschlagen, und zahlreiche Raketen geben ihre kurzen, scharfen Puffe von sich, die wie unregelmäßiges Peletonfeuer klingen und die bösen Geister hinweg bannen sollen, welche, wie man glaubt, das Haus ringsum bewachen, um die abscheidende Seele zu ergreifen. Indessen mischt sich drinnen, über dem verglasenden Auge, der fortwährend brennende Weihrauch mit den grauen Schatten des Todes. Das Auge ist geschlossen, der Geist abgeschieden, und nun wird jede Thür, jedes Fenster geöffnet, wild erheben sich durchdringende Töne, um den wandernden Gast in seine verlassene Behausung zurückzurufen. Jetzt wird der Tod allen Anverwandten verkündigt, die Thür wird mit weißen Tüchern behängt, von jeder Oberschwelle herunter hängt eine weiße Rolle, auf der sich Trauerinschriften in Blau dem Auge darbieten. Große blaue und weiße Laternen werden zu beiden Seiten des Einganges aufgehängt, und gewöhnlich wird ein mit Matten bedeckter Bambusfäulengang errichtet, um die Laternen, Inschriften und Guirlanden gegen Unwetter zu schützen. Die Verwandten des in Weiß gekleideten Verstorbenen gehen jetzt, weiße Tücher um den Kopf geschlungen, in Prozession zu der nächsten Quelle oder dem nächsten Fluß, ihnen voran schreitet gestützt der nächste Blutsverwande des Verstorbenen in einem weißen Schleier, Zeichen tiefster Betrübniß zur Schau tragend, und hält in der Hand ein Becken, in dem sich zwei Kupfermünzen (Käsch) im Werte von ungefähr einem Viertelpfennig befinden. Diese Gesellschaft, die das gräßlichste Geheul ausstößt und welcher Musiker folgen, deren Vorträge kaum weniger kläglich sind, kommt, um das Wasser zu kaufen, in dem der Tote gewaschen wird. Nachdem diese Ceremonie vollzogen, wird der Körper wie im Leben angekleidet und in den Sarg gelegt, der zuvor halb mit ungelöschtem Kalk angefüllt worden ist. Dann wird der Deckel darauf gelegt und mit Cement befestigt, das Ganze wird später schön poliert und der Name des Verstorbenen auf den Sarg graviert.

Wir können hier bemerken, daß der Sarg nicht, wie bei uns gebräuchlich, eine armselige Behausung ist, sondern entweder aus einem hohlen Baume besteht oder doch in Gestalt eines solchen geformt ist; die Seitenwände sind gerundet und 5—6 Zoll im Umfang. Die Säрге werden aus sehr harten und kostbaren Holzarten gefertigt und erreichen gelegentlich den Preis von 10 000 Mark. Ein schöner Sarg wird als ein annehmbares Geburtstagsgeschenk betrachtet, wie es ein Sohn seinem Vater nur anbieten kann, und so geschenkte Säрге werden oft jahrelang unbenutzt aufbewahrt.

Der geschlossene Sarg wird mit weißem Tuch bedeckt und einundzwanzig Tage lang bewacht. Während dieses Zeitraums steht ein kleines, rotes, auf einem Fußgestell ruhendes und mit dem Namen des Verstorbenen in erhabenen, vergoldeten Buchstaben versehenes Brett, das auf der Rückseite eine Öffnung hat, neben dem Leichnam und ist der Gegenstand einer Art von Anbetung. Es wird „Stammtafel“ genannt, und das Loch auf der Rückseite hat den Zweck, dem Geist, der, wie man glaubt, darin wohnt, den Zutritt zu gestatten. Sollte die Familie nicht schon ohnehin einen geeigneten Begräbnisplatz besitzen, so wird ein Wahrsager ersucht, einen „glückbringenden“ Ort für das Grab zu wählen, das außerhalb der Stadt, gewöhnlich in größerer Entfernung davon, sein muß: Lieblingsorte dafür sind die Abhänge von Hügeln mit der Aussicht auf ein Gewässer. Die Gräber haben die Gestalt eines Hufeisens und bestehen aus einer flachen Terrasse, unter welche der Leichnam gelegt wird und die man mit einer aufgeworfenen Mauer umgiebt, in deren Mitte ein Stein gelegt wird, der eine Kopie der Inschrift auf der Stammtafel enthält. Natürlich hängt der Grad der Ausschmückung des Grabes und dessen Umgebung von dem Rang und Reichtum der verstorbenen Person ab.

Es ist übrigens nicht unerläßlich, daß der Körper nach Ablauf der einundzwanzig Tage bestattet werde. Die Not-

wendigkeit, einen glückbringenden Ort zu wählen oder der Wunsch, den Sarg an einen entfernteren Begräbnisplatz zu befördern, kann einen Aufschub veranlassen; es sind aber auch Fälle bekannt, in denen die Verzögerung aus weniger triftigen Gründen stattfand. Das chinesische Gesetz bestimmt z. B., daß die Bezahlung der Miete nicht erzwungen werden kann, so lange der Leichnam des Großvaters eines Mieters im Hause bleibt; auch wird der Besitz eines Toten nicht eher verteilt, als bis die Beerdigungs-Riten vollzogen sind. Dabei entsteht oft die Notwendigkeit, daß erst gerichtliche Schritte gethan werden, um zur Beerdigung zu zwingen.

Unter anders gestalteten Umständen lag der Leichnam des großen Vizekönigs Jeh monatelang unbestattet. Wir wollen eine Beschreibung seines berühmten Sarges geben. Einige Ruten außerhalb des östlichen Thores von Canton, abseits von der Straße, steht ein anspruchsloser Tausisten-Tempel. Eine schlichte, unverzierte Pforte öffnet den Weg zu einer langen, schmalen Einzäunung, die zum Altar führt. Der Ort scheint ausgestorben zu sein, bis auf einen alten Chinesen, der an dem inneren Thore steht. Er ist kein Thürhüter, sondern ein Straßenbettler. „Wir durchschritten einen andern Thornweg und einen weiß behängten Korridor,“ erzählt unsre Freundin, „bis wir das Totengemach erreichen. Hier finden wir endlich einige wenige Diener, und ein Tausisten-Priester vertritt die Stelle unseres Führers. Er führt uns in eine kleine Halle, ungefähr 25 Fuß lang und 20 Fuß breit, mit blauem Tuch ausgehängt, auf dem Grabinschriften in weißer Seide gestickt sind. In der Mitte des Gemaches steht ein Altar, auf dem einige Schüsseln gekochten Gemüses, Haufen künstlicher Früchte und Stücke brennenden Weihrauches liegen. Hinter dem Altar sehen wir ein Täfelchen von weißer Seide, auf dem die Namen und Titel des verstorbenen Vizekönigs gestickt sind, und dahinter hängt ein Vorhang vom Dach bis auf den Boden. Wir

heben den Vorhang, schreiten hindurch und vor uns steht der Sarg.“

Es ist eine einfache Kiste, aber von außerordentlicher Größe, 12 Fuß lang und 4 Fuß breit; jede Seite besteht aus einer einzigen Platte harten und kostbaren Holzes aus der Provinz Sze Chuen, weit im Innern des Landes. Er kostete über 1500 Dollars. Der Mann, welcher Jahre lang mit eiserner Rute herrschte, auf dessen Befehl 100 000 Köpfe auf der Richtstätte von Canton fielen, dessen diplomatische Geschicklichkeit jahrelang die Minister der europäischen Mächte beschämte, der, als seine Stadt fast eine Ruine war, zwar nicht fechten konnte, aber auch nicht nachgeben wollte, um nicht das Blendwerk der „Unverletzlichkeit“ Cantons zu enthüllen, — dieser Mann liegt trotz seiner einstigen Macht, Geschicklichkeit und Hartnäckigkeit ungeehrt und beinahe unbeachtet außerhalb der Mauern derjenigen Stadt, die er beherrschte, aber nicht retten konnte.

Doch wir müssen dem Schluß zueilen. Nachdem man sich über das Grab geeinigt und den Tag der Bestattung festgesetzt hat, wird in dem Zimmer, in welchem der Leichnam liegt, ein Altar errichtet, worauf Früchte und Kuchen angehäuft werden, während vor demselben ein geröstetes Schwein und eine Ziege liegen. Diese beiden letzteren sind meist künstlich — aus lackiertem Holze — und werden für solche Gelegenheit gemietet. An der Thür stehen Musikanten und von Zeit zu Zeit werden große Massen Silberpapiers am Eingang des Zimmers verbrannt. Dann wird der Leichnam zu Grabe geleitet; alle Trauernden sind in Weiß gekleidet; die Opferspenden, Schwein, Ziege u. s. w. bilden einen Teil des Schaugepränges. Der Hauptgegenstand ist jedoch die in einem roten Reliquienkästchen getragene und oft von den Figuren der Hausgöttin begleitete Stammtafel. Beim Erreichen des Grabes werden einige religiöse Ceremonien ausgeführt und große Quantitäten Gold- und Silberpapiers sowie Nachahmungen von Kleidern, Schiffen u. s. w. ver-

brannt. Dies wird für den leichtesten Weg gehalten, den Erfordernissen des Toten zu genügen und sein Gepäck in das Geisterland zu befördern. Die Vorräte statten sofort ein Fest aus, der Sarg wird in die Erde gesenkt und die Stammtafel in die Ahnenhalle zurückgetragen, wo sie verbleibt, bis die Zeit der Totenverehrung sie zum Grabe zurückführt.

Bühne und Drama.

1.

Seit 20 Jahren sind mindestens 20 deutsche Original- und Übersetzungswerke über Sitten und Gebräuche der ostasiatischen Zopfträger erschienen. Aber in all diesen Büchern ist ein ebenso interessanter wie wichtiger Punkt des nationalen Lebens, die Litteratur, recht spärlich, zum Teil gar nicht bedacht. Am wenigsten die dramatische.

Das Verdienst, ein Specialwerk über „Das Theater und Drama der Chinesen“ geschrieben zu haben, hat sich kein Geringerer erworben als unser berühmter Litterarhistoriker und Dramatiker Rudolf von Gottschall, dessen Name auf diesem Gebiete jedenfalls zu den angesehensten gehört und der daher durchaus berufen war, eine tüchtige Arbeit über den selbst in den gebildetsten Kreisen nahezu unbekanntem Gegenstand zu liefern. Gottschall hat sich seiner Aufgabe so würdig entledigt, daß zweifellos selbst jeder deutsche Chinaforscher aus seinem Buche, das zum erstenmal System in die Sache bringt, reichen Nutzen ziehen wird. Das ist des Lobes genug für den Fleiß des Verfassers. Noch anerkennenswerter aber ist, daß er es gleichzeitig verstanden hat, einen so fernliegenden Stoff auch für ein großes Publikum anziehend zu verarbeiten.

Auch in China sind Unglücksfälle von der Art des Wiener Ringtheaterbrandes oder des Brandes der Pariser Römischen Oper nicht unbekannt. Im Jahre 1844 z. B. äscherten die Flammen zu Canton ein sehr umfangreiches Schauspielhaus ein, das so überfüllt war, daß mehr als zweitausend

Personen umkamen. Die chinesischen Theater sind nämlich meist aus Bambus und Matten „erbaut“ und durch die zur Nachahmung von Donner und Blitz dienenden Raketen der größten Feuersgefahr ausgesetzt. Das Publikum ist aber — tout comme chez nous! — so bühnenfreundlich, daß es sich aus der Lebensgefahr nichts macht. Drei Seiten des Vierecks des gesamten Theaterraumes werden von den Zuschauerbänken, die vierte von der Bühne eingenommen. Hinter den Bankreihen befindet sich eine Damengalerie.

Die dramatischen Unterhaltungen sind häufig mit Religionsübungen verbunden; dies geht so weit, daß vor den wichtigsten Götzentempeln ständige Bühnen stehen, auf denen an Feiertagen gespielt wird. Kranke Personen pflegen gewissen Gottheiten gegenüber zu geloben, daß sie im Genesungsfalle diesen zu Ehren Theatervorstellungen veranstalten lassen werden, zu denen dann das Volk freien Zutritt hat, freilich ohne sich niedersetzen zu können. Reiche Leute lassen in ihren Häusern den von ihnen eingeladenen Gästen zu Ehren durch berufsmäßige Theatertruppen Aufführungen veranstalten, wobei die Gäste das Recht haben, sich über ein beliebiges Stück aus dem Repertoire der betreffenden Truppe zu einigen, zu welchem Zwecke die Titel der Stücke, auf dünnen Elfenbeintafeln verzeichnet, herungereicht werden. Die in dieser und anderer Weise auf Erwerb ausgehenden, regelrechten Schauspielgesellschaften sind ziemlich zahlreich. Jeder derselben müssen ein bis zwei Personen angehören, welche litterarische Grade erworben haben. Im allgemeinen ist der Schauspielerstand aber dennoch sehr verachtet und kein Schauspieler kann sich zu höheren Ehren aufschwingen. Dies rührt daher, daß die meisten „Komödianten“ der Klasse der unfreien Sklaven entstammen; die Bühnenleiter kaufen nämlich kleine Sklavenkinder an, um sie für ihre Zwecke zu erziehen und auszubilden. Aber lediglich Knaben, denn weibliche Schauspieler darf es nach dem Gesetze eigentlich nicht geben. Wohl wenden sich hie und da Weiber diesem Berufe

zu, aber nur solche von üblem Lebenswandel. Früher allerdings, zur Blütezeit des Dramas, unter der Mongolendynastie, war dem anders; seit jedoch Kaiser Chienlong eine „Actrice“ in seinen Harem aufnahm, darf kein „anständiges“ Weib mehr auf die weltbedeutenden Bretter kommen. Die Frauenrollen werden daher fast immer von Knaben, Jünglingen oder auch Eunuchen gegeben.

Das Repertoire ist bei jeder Truppe ein feststehendes von 50—60 Stücken. Diese werden ein für allemal einstudiert und auf Wunsch aus dem Stegreif jederzeit ohne Probe aufgeführt. Die Besetzung erfährt man erst allmählich während der Aufführung und zwar dadurch, daß jeder Schauspieler beim ersten Auftreten seinen Namen und den der Rolle nennt. In jeder größeren Stadt giebt es mehrere Bühnengesellschaften, die aus je 10—100 Personen bestehen. Je nach der Quantität, aber auch der Qualität, hat man, wenn man eine Truppe zu einer Vorstellung mieten will, etwa 80—400 Mark zu bezahlen, also im äußersten Falle noch immer wenig genug, um die Häufigkeit der Salongastspiele zu erklären. Gute Schauspieler werden während der Vorstellung nicht, wie bei uns, mit unpraktischen Kränzen belohnt, sondern mit Geldgeschenken und Speisen, in erster Linie mit dem zwar recht profaischen, aber im Lande der Zopfträger hochgeschätzten Schweinebraten. Diese nützlichen Beifallsbezeugungen werden den Künstlern nicht etwa zugeschleudert, sondern von den Dienern der Spender ungeniert auf die Bühne getragen. Nach dieser ersten Illusionsstörung folgt die zweite, daß einer der nicht im Stücke beschäftigten Schauspieler, als Gottheit gekleidet, erscheint, sich verneigt und eine Papierrolle entfaltet, auf der in großen Schriftzeichen der Dank der Truppe für die Geschenke zu lesen ist.

Die Illusionsstörungen sind damit nicht erschöpft. Die chinesische Bühne steht hinsichtlich ihrer ganzen Einrichtung noch jetzt hinter der englischen im Elisabethinischen Zeitalter

zurück. Daß die Theater und auch insbesondere die Bühne selbst von unübertrefflichster Einfachheit sind, wäre nicht schlimm. Daß die Darsteller sich und ihre Partien nennen, haben wir schon bemerkt. Im übrigen steht alles auf dem Standpunkt des „Mannes mit Laterne und Hund und Dornbusch“ und des „Mannes mit Mörkel und Steinen“ in Shakespeares „Sommerachts Traum.“ Erhält ein General den Befehl, nach einer entlegenen Provinz zu marschieren, so schwingt er eine Peitsche, schreitet unter Trommelschlag, Tamtamgetöse und Trompetengebläse mehrmals um die Bühne herum, bleibt dann stehen und teilt dem Publikum seine Ankunft am Bestimmungsort mit. Auch tritt ein und derselbe Schauspieler sehr häufig in einem Stück in mehreren Rollen auf; Gottschall erwähnt sogar, daß ein zwölf Partien umfassendes Drama manchmal von fünf Personen dargestellt wird. So unentwickelt übrigens das scenische Element ist, so sehr es an Coulissen und Täuschungen fehlt, ebenso ausgebildet ist das Kostümwesen. Die Blüte der chinesischen Seidenindustrie hat einen großen Glanz der Theatergewänder gezeitigt, und diese sind nicht nur prächtig, sondern auch, wie bei den „Meiningern,“ historisch oder lebensstreu und mit hoher Sorgfalt für alle Einzelheiten gearbeitet. Macht eine Standeserhöhung des Helden eine Veränderung seiner Kleidung nötig, so wird im Text des Stückes darauf hingewiesen. Von „historischer“ Treue sprechen wir deshalb, weil die meisten geschichtlichen Dramen Stoffe aus älteren Zeiten behandeln, denn aus der gegenwärtigen, bereits seit ungefähr 200 Jahren währenden Epoche der Tatarendynastie dürfen Stoffe historischer Natur nicht genommen werden.

Zu den primitiven Illusionsstörungen gehört auch, daß das Orchester — und an Musik darf's nie fehlen — im Hintergrunde der Bühne Platz nimmt, sowie daß der Szenenwechsel vor den Augen der Zuschauer stattfindet — den abendländischen Vorhang kennt man ebenso wenig wie die

Coulissen. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn man erfährt, daß ein „Theatergebäude“ oft im Laufe weniger Stunden errichtet wird oder daß zu Bühnendarstellungen größtenteils Räume benutzt werden, die sonst eigentlich nur für Musik und Tanz bestimmt sind.

Wir werden sofort sehen, daß mit der höchst mangelhaften Bühnentechnik eine ebenfalls sehr mangelhafte litterarische Technik, eine überaus einfache „Mache“ und eine sprunghafte Entwicklung Hand in Hand gehen.

2.

„Ein praktisches, industrielles Volk,“ sagt Gottschall, „wird auch ein praktisches, realistisches Drama haben.“ Praktisch und betriebsam — ja, das sind die Selbgesichter! Und weil sie keine positive Religion im Sinne anderer Völker haben — ihre Staatsreligion ist bekanntlich ein System der Moralphilosophie —, so ist ihr Theater weder vom Religionskultus abhängig, noch aus demselben hervorgegangen. „Ein Volk,“ fügt unser Gewährsmann hinzu, „welches das Familienprinzip zum Prinzip des Staatslebens erhebt, wird vor allem das Familiendrama pflegen und in jener Sphäre, welche wir dem bürgerlichen Schau- und Lustspiel einräumen, das beste leisten.“ Das Drama der Chinesen ist in der That ein getreuer Spiegel des chinesischen Lebens, ebenso nüchtern, steif, in kleinem Schnitzwerk ausgezeichnet, in zierlichen Nippfachen trefflich, ebenso beherrscht von Mandarinen und Staatsprüfungen, ebenso patriarchalisch, autoritätsgläubig, pietätvoll, sittenrein und dabei doch frivol, ebenso naiv und dabei doch bildungsstolz und weltunzugänglich.

Die Entstehung des Dramas in China läßt sich auf den, der Thangdynastie angehörigen Kaiser Huen-Tsong zurückführen, der vor etwa 1100 Jahren lebte. Er gründete und leitete die „Kaiserliche Akademie der Musik“ im kaiserlichen Birnbaumgarten. (Ein Musikministerium gab es schon vor etwa 2500 Jahren.) Dort unterwies er eine größere An-

zahl Bevorzugter selber in der Schauspielkunst, deren Jünger noch heute oft „Schüler des Birnbaumgartens“ genannt werden. Hiuen-Tsong war auch der allererste chinesische Dramatiker. Zunächst wurden „die zerstreuten Blumen der Poesie, der Musik und des Tanzes zum Kranze des Dramas vereinigt,“ in den ersten Jahrhunderten wohl meist von Musikern, die eine dürftige Handlung gewiß nur erfassen, um für ihre Lieder eine gute Grundlage zu haben. Auf unsere Zeit ist aus der ganzen ersten Periode — Gottschall teilt die chinesische Dramengeschichte in vier Abschnitte ein — kein einziges Stück gekommen; wir wissen nur, daß man damals die dramatischen Arbeiten „Musik des Birnengartens“ nannte. In der zweiten Periode hießen sie zur Abwechslung „Bergnügungen der blühenden Wälder“ und bewahrten noch immer in hohem Grade ihren musikalischen Ursprung. Die Lyrik überwog und die Handlung war ohne energischen Fortgang, ohne spannende Entwicklung. Dennoch ist der literarische Wert dieser Stücke im großen ganzen ein höherer als der der dritten Periode, welche als die „klassische“ gelten kann und in welcher „regelrecht,“ aber auch handwerksmäßig gearbeitet oder vielmehr kompiliert wurde. Hundert von den Dramen dieser Zeit sind unter dem Titel „Zuen-jin-pe-tschong“ gesammelt worden und bilden den Grundstock des Repertoires der Bühnen. Viel dichterische Begabung steckt nicht in ihnen, aber sie sind wegen ihrer „Musterhaftigkeit“ geschätzt und haben einige Lichtseiten, die der zweiten Periode abgehen: größere Bühnenfähigkeit, Gedrungenheit der Form, gewandtere Ausspinnung des dramatischen Fadens. Dabei stahlen die „Klassiker“ ohne Umstände die lyrischen Gesänge ihrer Vorgänger. In der Musikakademie bestand die „klassische“ Dramenfabrik; unter Leitung des Direktors der ersteren arbeiteten die Autoren des „Zuen-jin-pe-tschong“ zusammen und dadurch erzielten sie eine Gleichmäßigkeit und Stetigkeit der Kunstform, die bald maßgebend wurde.

Dennoch verließ die vierte Periode (seit 1341 bis jetzt

während) den Boden der „Klassicität“ und wandte sich der „freieren und bequemeren Form des dialogisierten Romans“ zu; doch haben die aus dieser Zeit stammenden Stücke sich nie derselben Beliebtheit erfreut wie die „klassischen“ — der Druck des nun einmal anerkannten ästhetischen Gesetzes lastete eben allzu schwer auf ihnen. Auch in Europa sind — mit einer einzigen Ausnahme, dem berühmten „Pipaki“ — lediglich Stücke aus der Juen-Sammlung bekannt geworden, natürlich nur als „Buchdramen.“ Nebenbei bemerkt, ist „Pipaki,“ wahrscheinlich das beste Theaterstück der Chinesen, wohl auch das längste: es hat 42 Abteilungen und blieb wegen seines Umfangs mehrere Jahrhunderte lang unaufgeführt, bis es endlich gekürzt und „bearbeitet“ wurde.

Die chinesische dramatische Litteratur hat infolge ihres durchweg nationalen Charakters ein originelles Gepräge. Da die Unterthanen des „Sohnes des Himmels“ bekanntlich alle Ausländer für Barbaren halten, so denkt kein Dichter daran, sich seine Stoffe von jenseits der Großen Mauer zu holen. So kommt es, daß die Bühnenwerke dieses seltsamen Volkes ein wirkliches Sittengemälde des gewaltigen ostasiatischen Reiches darbieten, ein Bild, das in kulturgeschichtlicher Hinsicht ebenso wichtig und wertvoll ist, wie es von ästhetischem Interesse sein muß.

Aber nicht nur Spiegelbilder der Nationalsitten sind die chinesischen Stücke — jedes von ihnen verfolgt noch einen eigenen Zweck, es soll einen moralischen Nutzen haben; sonst gilt es nach dortigem Maßstabe für wertlos und unsinnig. Nach freier Beweglichkeit der Kunst, nach selbständiger Schönheit wird bei der herrschenden Nüchternheit nicht gefragt. Die Eingezwängtheit in den Staatsmechanismus bringt es mit sich, daß nicht nur das Vergnügen, sondern auch die unmittelbare Nützlichkeit gefordert wird. „Die chinesische Bühne,“ sagt Gottschall, „soll auch der Staatsraison dienen. Es ist die einzige Bühne der Welt, deren ästhetische Grundzüge im . . . Strafgesetzbuche zu finden sind. Der Zweck

der theatralischen Aufführungen wird von den Kriminalisten dahin bestimmt, daß die Lebensgemälde, welche sie den Zuschauern vorführen, fähig sein sollen, sie zur Übung der Tugend anzuleiten. Das Moralprinzip ist also die Seele des Dramas; diese Moral selbst aber ist eine durch das peinliche Gesetz festgestellte Staatsmoral.“ Allerdings verfahren die Verfasser der historischen Stücke meist, als wären diese nichts weiter als eine Art Ergänzung zu dem in der Schule gebotenen Geschichtsunterricht — das ist übrigens ebenfalls ein „Zweck“ —, aber bei der Mehrzahl der anderen Dramen läßt sich eine ganz bestimmte „Moral“ nachweisen, und überhaupt fällt einem nach dem Lesen fast jedes Stückes der Spruch von dem sich erbrechenden Laster und der sich zu Tische setzenden Tugend ein. Unser Autor bemerkt noch: „Vielen Dramen ist das moralische Etikette freilich in sehr äußerlicher Weise angeheftet; dagegen giebt es viele andere, deren tieferer Sinn sich nicht durch einen Gemeinplatz landläufiger Moral ausdrücken läßt.“

Da das chinesische Gesetz die Unsittlichkeit als ein Verbrechen hinstellt, so bedroht es die litterarischen Verteidiger oder Schürer „verwerflicher Leidenschaften“ mit strengen Strafen. Aber ebenso wie die Begriffe von Sittlichkeit überhaupt verschieden und dehnbar sind, so stimmen auch die Ansichten über die etwaige Unsittlichkeit eines Stückes im besonderen nicht immer überein. Jedenfalls gelangt man beim Durchblättern vieler Dramen zur Überzeugung, daß die Praxis, wie in vielen anderen Dingen, auch hier weit lauer ist als die Theorie oder daß „der sittliche Zweck das unsittliche Mittel heilige.“

3.

Was die dramatische Komposition betrifft, so gleicht sie im großen ganzen der abendländischen und hält die einzelnen Teile des Stückes streng auseinander. Der Prolog, den zahlreiche Stücke haben, enthält die Exposition; in der

„zweiten Periode“ mehr deklamatorisch als dramatisch, wurde jeder Prolog von einem einzelnen Schauspieler vorgetragen. Hat ein Stück kein solches „Vorspiel,“ so sind die Voraussetzungen des Dramas, wie in Europa, im ersten Akt gegeben. Die „Intrigue“ läuft bis zum Schlusse des dritten Actes. Das „mustergültige“ Drama muß vier Acte enthalten; der vierte enthält Enthüllungen, Belohnungen, Bestrafungen, Entscheidungen und die „Moral.“ Neue Personen treten auf; hohe Staatsbeamte und kaiserliche Entschlüsselungen spielen Schicksal, indem sie den Knoten lösen oder durchhauen. Die nicht-„klassischen“ Stücke weichen von dieser Einteilung indessen oft so sehr ab, daß viele sich bis zu Dutzenden von Acten versteigen.

„Von Einheit der Zeit und des Ortes ist keine Rede,“ betont Gottschall. „Die einzelnen Scenen der Acte sind nicht voneinander geschieden Da die Bühne der Chinesen keine eigentliche Verwandlung kennt und auch nicht, wie die altenglische, durch einen Zettel die Scene anzeigt, so wird die Bekanntmachung des Ortswechsels den Personen selbst in den Mund gelegt.“ Aber so mechanisch und primitiv die Fortführung der Handlung nach Zeit und Ort, sowie die Herbeiführung des Schlusses durch obrigkeitliche Befehle auch sei, die „Intrigue“ der Dramen ist dennoch sehr häufig spannend und wirksam ausgesponnen. Die chinesischen Dramatiker verstehen sich ganz gut auf die Bühnentechniken und Kunstgriffe ihrer „westlichen“ Kollegen, und so zeigen sie in der Schürzung des Knotens nicht selten eine erhebliche Gewandtheit; dagegen wirkt das fast unfehlbar eintretende Lösen desselben durch die Staatsgewalt auf den europäischen Leser einer größeren Zahl chinesischer Stücke ebenso komisch wie unangenehm.

Wirklich tragische, auf dem Kampf sittlich berechtigter Mächte beruhende Konflikte kommen nur selten — und auch dann verkümmert — zum Ausdruck. Desto häufiger wird der rührende Wechsel des Menschenschicksals in lebendigen

Bildern — freilich meist recht grellen und sprunghaften — behandelst. Ob die Glückswandlungen begründet werden können oder nicht, darauf kommt es den Verfassern nicht an; sie wollen lediglich die Gemüther ergreifen, und dies gelingt fast stets, selbst wenn die vorggeführten Dinge auf noch so schwachen Füßen stehen und mit noch so rohen Strichen angedeutet sind. Hierher gehört z. B. in erster Linie der ebenso einfache wie alltägliche Behelf des Wiedererkennens, von dem die meisten Dramatiker einen ungehörlich umfassenden Gebrauch machen.

Über die Charakterzeichnung seiner chinesischen Berufsgenossen äußert unser Autor: „Die Charaktere sind, gleich den Situationen, oft mit oberflächlichen oder grellen Strichen gezeichnet und lassen nur zu sehr die Drähte erkennen, an denen sie tanzen. . . . Eigentliche Helden von Mark und Kern hat die chinesische Bühne nicht; die Hauptgestalten der Tragödien haben einen schwächlichen Zug, wie denn große Leidenschaften dem „Reiche der Mitte“ fremd und nur die sanfteren Empfindungen des Familienkreises dem Geschmack der Menge genehm sind.“ Dennoch fehlt es nicht an einzelnen scharfen und feinen Zügen in der Charakteristik. Recht störend ist für den europäischen Geschmack der Umstand, daß die Personen sich meist im Stile der Puppenkomödien ankündigen, indem sie selber außer ihrem Namen auch noch ihren Rang, ihre Titel und Haupteigenschaften angeben. „Auch in der Entwicklung der Charaktere,“ heißt es bei Gottschall sehr richtig, „finden sich so viele gewaltsame Sprünge, so viele marionettenhafte Robeiten, daß es schwer hält, damit die zahlreichen Züge sinniger Welt- und Menschenbeobachtung in Einklang zu bringen.“

Bemerkenswert ist, daß die Stücke der „Juen“-Sammlung dem weiblichen Geschlecht sehr viel Spielraum gewähren. Daraus geht hervor, daß die Frauen in der Zeit der mōngolischen Herrschaft freier gewesen sein müssen als unter der tatarischen Dynastie. Auffallend bleibt, daß nur

das „glänzende weibliche Laster“ eine große Rolle spielt, während von der „glänzenden weiblichen Tugend“ wenig Aufhebens gemacht wird. Und doch kann es nicht an Vorbildern gemangelt haben. In allen Gegenden des Landes finden sich „offizielle“ Ehrendenkmäler — Triumphpforten, Tafeln u. s. w. — für besonders tugendhafte Frauen.*) Wie nahe läge es, die guten Eigenschaften und edlen Thaten der von Staatswegen geehrten Weiber dramatisch zu verwenden! Kein einziges der sehr zahlreichen Dramen, die den „weißen Teufeln“ bekannt geworden sind, feiert z. B. die fünf jungen Mädchen, denen bei King ein Tempel geweiht worden ist, weil sie lieber sterben als in die Hände einer Räuberbande geraten wollten, die damals in der genannten Stadt hauste. Die ganze „Fuen“-Sammlung enthält nur ein Drama, in welchem eine Frau von heldenmütigem Wesen vorkommt.

Der Prosodialog der Bühnenstücke ist im allgemeinen ohne dichterischen Schwung, doch fehlt es ihm nicht an „Leichtigkeit des Konversationstons, Beweglichkeit des Ausdrucks, Schlagkraft der Rede und Gegenrede.“ Einzelne Zauberpossen erinnern in ihrem Haschen nach witzigen Wortspielen an die Elisabethinische Zeit des englischen Dramas, während einige andere wegen ihrer zwischen Scherz und Ernst leicht abwechselnden Sprache auf Verwandtschaft mit den Pariser Boulevardstücken Anspruch haben. Viel Gewicht wird auf die Poesie gelegt. Will ein Bühnendichter einen Charakter vertiefen, oder will er pathetischer und leidenschaftlicher sein als sonst, so schiebt er Gesänge ein. Wir haben erwähnt, daß das Drama in China aus der Liederpoesie hervorgegangen; diese ist denn auch allezeit seine belebende Seele geblieben und ohne ihre Kenntniss würden wir für das chinesische Drama nur ein sehr unzulängliches Ver-

*) Ausführliches darüber findet sich in meinen „Bildern aus dem chinesischen Leben“ (Leipzig, 1881, C. F. Winters Verlag).

ständnis haben. Die Bekanntschaft mit den Versen der Theaterstücke verdanken wir in erster Linie den Sinologen Julien und Bazin, sowie den Übersetzern Vereire (französisch) und Davis (englisch).

Die lyrischen Einlagen der Bühnenwerke weisen eine Fülle prächtiger, lieblicher Naturschilderungen in Verbindung mit Gefühlsergüssen auf. Der Gesang vertritt gleichzeitig den innigen Ausdruck der Empfindungen und das fehlende dekorative Element. Bei dem herrschenden Mangel an technischer Bühnenausstattung müssen die dichterischen Beschreibungen der Phantasie des Zuschauers nachhelfen. Auch der Exposition kommt die gehobene Sprache der Verse zu Gute, indem sie ihr lyrische Stimmung verleiht, während sie sonst ziemlich trocken sein würde.

Der chinesischen Bühnenliteratur mangelt es nicht an der freien Selbstbestimmung ihrer Helden, auch nicht an der Darstellung menschlicher Sitten, Gefühle und Leidenschaften oder an originellen Formen; „aber dem dichtenden Volksgeist selbst fehlt“ nach Gottschall „die höhere Autonomie des Selbstbewußtseins.“ Dieses ist in einem verknöcherten Staatsmechanismus verknöchert und daher rührt es, daß auch die Dichtung sich in engen Schranken bewegt. Gewiß, manches Einzelne greift über die letzteren hinaus; im allgemeinen aber ist der Inhalt zwerghaft, die Form marionettenhaft und das Ganze schwankt meist zwischen mechanischen Außerlichkeiten — mit unwahrscheinlichen Begründungen — und einer „ebenso verständigen wie dichterischen Angemessenheit“ hin und her. „Der Kampf der Gegensätze läuft episch nebeneinander her, statt sich mit dramatischer Schärfe gegenüber zu treten. Nirgends wird die That aus den Tiefen der Seele hervorgeholt, sondern stets als etwas Fertiges roh hingestellt. Die Begebenheit erhebt sich nirgends zur Würde einer dramatischen Handlung.“ Nur selten findet sich unter den handelnden Personen „ein kräftiger Schoß, eine vereinzelte schöne Blüte;“ meist schrumpft der schlanke

Menschenwuchs unter dem Drucke der chinesischen Konvenienz ins Winzige zusammen.

Die ganze, ungemein interessante Mischung von Unreifem und Bedeutendem, die sich im Drama jenes merkwürdigen Volkes zeigt, findet ihre Erklärung, wie gesagt, im ganzen Wesen des „Reichs der Mitte,“ welches an einem aus Unvollkommenheit und hoher Entwicklung gemischten Zustande zäh festhält.



Keramisches.

Dasjenige Land, von welchem aus die Kunst der Porzellanerzeugung sich nach Japan und anderen Theilen des Orients schon vor langer Zeit verbreitete, war China. Dort wurde, wie mehrfach nachgewiesen ist, schon im Altertum Porzellan von trefflicher Güte und sehr geschmackvoller Ausstattung fabriziert. Nach Entreolles würde die Porzellanproduktion sogar mindestens 4250 Jahre zurückreichen. Als nämlich der genannte Jesuitenmissionär das Reich der Mitte im Anfang des 18. Jahrhunderts besuchte, sah er daselbst Porzellangefäße, die nach Versicherung der Chinesen aus der Regierungszeit Faus und Schuns stammten, zwei Kaiser, die um 2350—60 v. Chr. lebten.

Was die Keramik überhaupt betrifft, so ist sie in China jedenfalls uralt. Der berühmte französische Chinaforscher Julian berichtet, daß unter dem Kaiser Hoang-tai, der vor ungefähr 4850 Jahren herrschte, bereits das Amt eines staatlichen Töpferei-Inspektors bestand. Die Kunst, irdene Gefäße zu modellieren, war kurz vorher von einem gewissen Kuan-Da erfunden worden. In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung wurden mehrere Porzellanvasen ausgegraben, die schneeweiß waren, aber an Qualität und Symmetrie viel zu wünschen übrig ließen. Verschiedene neuere Aegyptenreisende erzählen von chinesischen Vasen, die zu Theben in alten Grüften gefunden worden sind, deren eine aus der Zeit der Pharaonen herrührt. Eine dieser Vasen befindet sich im Pariser Louvremuseum, wo sie einen Gegenstand des höchsten Interesses bildet. Unter den 18 Pro-

vinzen Chinas zeichnet sich Kiangsi durch den besten Töpferthon aus, insbesondere die Bezirke Pingli und Rothau. Auch die Provinz Nyanhui weist in der Präfektur Weitschau vorzügliche Thonerde auf. Die besten Sorten sind weich, glatt und — mit einer Ausnahme — gleichfarben. Die hier ausgenommene Sorte ist mit Streifen oder Adern versehen, welche dem Rotwildgeweih ähneln, und sie wird ungemein geschätzt. In der Nähe der beiden erwähnten Thonbezirke von Kiangsi giebt es eine große Stadt, die das wertvollste chinesische Porzellan erzeugt: Kintitsching, das früher eine ganze Million Einwohner zählte, jetzt aber nur eine halbe hat, was daher kommt, daß während des furchtbaren Taipingaufstandes (1847—1854) die Stadt größtenteils niedergebrannt und die Mehrheit ihrer Bevölkerung umgebracht wurde. Die keramische Produktion Kintitschings läßt sich bis 557 n. Chr. zurückverfolgen. Im Jahre 1280 ernannte die Regierung einen hohen Beamten für die Leitung der dortigen großen Staatstöpfereien. Anno 1366 ordnete sie an, daß auf dem „Birnenhügel“ (Tschuschan) eigens behufs „Herstellung von Vasen und Geschirr aus gebranntem Thon für den Gebrauch der kaiserlichen Familie“ eine umfangreiche Fabrik mit sechs Öfen errichtet werde. Die Oberleitung wurde einem ganz besonders hochgestellten Beamten übertragen. Nach den Mitteilungen chinesischer Geschichtsschreiber war diese Fabrik von einer etwa anderthalb Kilometer langen Mauer umgeben. „Die Mitte nahm ein öffentlicher Saal ein, in welchem der Direktor sich mit den Beamten zu beraten pflegte . . . Beim Südthor stand ein Turm, auf dem sich eine große Trommel befand, nicht weit davon ein Gefängnis für widerspenstige Arbeiter.“ Auch gab es zwei große Hallen, wo die Arbeiter zu Erholungszwecken zusammenkamen, ferner drei Tempel zu Ehren des Erfinders der Töpferei (Tautuling), des „Nordgottes“ Pakte und des Kriegsgottes Kwante; außerhalb der Mauer war auch dem Schutzgotte der Gegend ein Tempel errichtet. Die Arbeiter

wurden in fünf Klassen geteilt und nach den fünf Elementen der chinesischen Chemie benannt: Feuer, Wasser, Holz, Metall, Erde. Die Staatsfabriken von Kintitsching brannten während der Taipingrebellion nieder und sind erst in den achtziger Jahren wieder hergestellt worden. Neben ihnen gab es zu Entrees Zeit noch dreitausend Privatöfen; gegenwärtig ist die Zahl um vieles geringer. Einige der Privattöpfereien hat John Henry Gray, der Autor des besten modern englischen Werkes über das blumige Land des Bruders der Sonne, besucht, und ihm verdanken wir die bisher beste Beschreibung der keramischen Erzeugungsprozesse Chinas. Er und seine Begleiter mußten sich, um Zutritt zu erlangen, als Chinesen verkleiden und chinesische Manieren nachahmen; mehrere französische Gelehrte, die bald darauf einige dieser Fabriken besuchen wollten, wurden, obwohl mit Empfehlungen hoher Staatswürdenträger versehen, unter Vorwänden zurückgewiesen; die Herren hatten sich nicht verkleidet und schienen den Selbgesichtern von Kintitsching Agenten der verhassten französischen Regierung zu sein.

Wir gehen nun zur technischen Seite unseres Gegenstandes über, wobei wir uns vornehmlich an Gray halten werden. Die weiter oben erwähnten besten Thongattungen von Kiangsi zerfallen in zwei Gruppen: Kaolin und Petuntse. Unser Gewährsmann schildert, wie diese Arten behandelt werden, bis sie dem Töpfer in die Hände kommen. „Die zahlreichen Minen und Aushöhlungen der betreffenden Steinbrüche beweisen, welch hohen Wert man dem Material beimißt. Um die Decke zu stützen, errichten die Steinbrecher im Laufe ihrer Abteufung starke Holzpfeiler. Der gewonnene Thon wird mittels Pickärte in Stücke von verschiedener Größe zerschlagen. Andere Arbeiter werfen diese Stücke in Körbe, die, wenn gefüllt, von Männern auf dem Rücken zu den nahen Stampfmühlen getragen werden, wo große Stampfen sie in Mieselmörsern pulverisieren. Der Betrieb der Mühlen erfolgt durch Wasserräder. Das Pulver wird

nun in Körben zum ersten Teich getragen und hineingeworfen, damit es sich mit dem Wasser vermische. Die schwereren Teile sinken unter, während die feineren nach einigen Tagen an der Oberfläche des Teiches eine rahmähnliche Masse bilden, welche abgeschöpft und in ein zweites Reservoir geschüttet wird, in welchem die Füße der zu diesem Zwecke darin hin und hergehenden Arbeiter sie tüchtig umrühren, worauf man sie einige Zeit ruhig liegen läßt. Sobald der letzte Rest dieser feinen Masse auf den Grund des Wassers gesunken, läßt man dieses ab, entfernt jene und formt sie zu Ziegeln, die wegen ihrer Farbe „Paktan (weiße Ziegel)“ genannt werden. Die im ersten Teiche zu Boden gesunkenen Pulverteile kommen als zu grob in die Stampfmühle zurück, um feiner gestoßen und dann wie oben behandelt zu werden. Sobald die Ziegel zur Verarbeitung bestimmt sind, werden sie neuerdings zu Pulver zermalmt und dieses sorgfältig in Quellwasser gewaschen. Dann werden Petuntse und Kaolin zu gleichen Teilen zu einem Brei vermengt, dessen Knetung entweder durch Männer oder durch Büffel erfolgt, welche in dem betreffenden Bassin hin und her laufen. Jetzt ist die Masse für den Töpfer benutzbar geworden, der aus ihr mit Hilfe der Töpferscheibe Gefäße formt. Du Halde schreibt: „Die Scheibe wird von einem Manne dadurch in Bewegung gehalten, daß er das eine Ende eines flachen Riemens leicht gegen den Rand der Scheibe drückt; er giebt den Anstoß, indem er das eine Ende anzieht und der Bewegung am anderen nachgiebt; nach jedem Anstoß lockert er den Riemen und giebt ihm die frühere Lage am Rande der Scheibe wieder, um den Anstoß erneuern zu können. Stecknadeln oder andere Spitzen am Riemen verhindern diesen, vom Rande der Scheibe zu gleiten. Ein Knabe, der dem europäischen ‚Kugelformer‘ entspricht, reicht dem Töpfer ein Stück Thon in der Größe des zu modellierenden Gegenstandes. Der Töpfer legt dasselbe auf den runden Drehtisch, den der Scheibendreher in

Bewegung setzt und erhält, wobei er die Bewegungen des Töpfers scharf beobachtet, um sich hinsichtlich der Drehungsgeschwindigkeit genau danach zu richten.“ Der Töpfer macht aus dem Thon zuerst eine Säule, sodann einen Kuchen, dann beginnt er die Modellierarbeit, indem er mit dem Daumen zuerst in die Mitte der Masse dringt, um allmählich auf allen Seiten die betreffenden Stellen einzudrücken oder hervorzuhoben, bis die gewünschte Form fertig ist. Bei eckigen Gefäßen müssen Messer zu Hilfe genommen werden.

„Nach dem Formen kommt, je nachdem, entweder das Trocknen an der Sonne oder in einer diesem Zwecke dienenden Kammer,“ schreibt Gray. „Nach Beendigung dieses Prozesses gelangen diejenigen Gefäße, welche Henkel oder Ausgüsse erhalten sollen, in die Hände von Arbeitern, die diese Anhängsel mittels flüssigen Thons anfügen. Das nächste Verfahren ist das Glasieren. Bei kleineren Gegenständen geschieht dies durch Tauchen in eine Mischung von Firnis mit Wasser; nach dem Eintauchen wird das Gefäß aus der Rufe genommen und an der Luft so geschickt hin und her gedreht, daß sich der Überzug gleichmäßig auf die ganze Oberfläche verteilt. Die Glasierung großer Gegenstände erfolgt mittels eines, an einem Ende mittels Seidenflor umhüllten Bambusrohres, aus welchem die erwähnte Mischung auf die Gefäße geblasen wird. Sehr beliebt ist ein erbsengrüner Firnis, aber auch die hellgrüne Farbe findet zahlreiche Bewunderer. Das beste Glasurmaterial wird in der Provinz Tschittkong gefunden, doch auch aus den Provinzen Sünnan, Kwangtung (Kanton) und Kiangsi kommen hochgeschätzte, fast ebenso gute Firnistoffe. Diese werden in großen Blöcken nach Kintitsching gebracht und dort in einem großen Gebäude verkauft. Um die Blöcke in Gebrauch nehmen zu können, muß man sie in einer Darre erweichen und behufs Verwässerung pulverisieren.“ — Nach der Verglasung sind die Gefäße zum Brennen geeignet. Nicht selten befinden sich die Öfen in ziemlicher Entfernung von der eigentlichen

Fabrik. Diesfalls tragen Arbeiter die Vasen 2c. auf flachen Brettern ohne jede Sicherheitsvorrichtung auf dem Kopfe zum Ofen, wobei trotz der Enge und des Gedränges der Straßen erstaunlicherweise kaum je etwas herabfällt. Über die Brennöfen schreibt du Halde: „Dieselben sind am unteren Ende eines langen gedeckten Ganges untergebracht, der statt des Gebläses dient. Während die Öfen in früheren Zeiten nur sechs Fuß hoch und ebenso breit waren, messen die jetzigen zwei Klafter in der Höhe und fast ebenso viel in der Tiefe. Der Vorofen sowohl als der Ofen selbst sind so dick, daß man darauf umher gehen kann, ohne vom Feuer belästigt zu werden. Die Arche (Wölbung) ist innen weder flach, noch läuft sie spitz zu; sie wird vielmehr desto enger, je mehr sie sich dem großen Luftloche nähert, durch welches die Flamme und der Rauch emporsteigen. Außer diesem Loche hat der Ofen ein halbes Duzend Öffnungen, die mit zerbrochenen Töpfen derart bedeckt werden, daß sie den Luftzutritt gestatten. Durch diese Augen wird das Fortschreiten des Brennprozesses beobachtet. Sobald das Feuer angezündet ist, schließt man die Thüre, und nur ein kleines Loch, durch welches dicke Holzstücke in den Ofen geworfen werden, bleibt offen.“ Nicht dickes Holz, sondern große Bündel mit Reisig oder auch Schilfrohr und grobes Gras bildeten das während der Bestichtungen durch Gray verwendete Heizmaterial. Dieser Forscher sah auch, wie auf den umliegenden Hügeln mehrere Arbeiter Reisig, Schilfrohr und langes Gras abschneiden; auf sein Befragen erklärten sie, ihren Lebensunterhalt mit Lieferung dieser Brennstoffe an die Porzellanöfen zu verdienen. Auf dem nach Kintitsching führenden Flusse bemerkte er wiederholt große, mit derartigen Bündeln beladene Boote, die, wie er sagt, mit ihrem glatten Boden „schwimmenden Schobern“ glichen.

Ehe die zu brennenden Gefäße in den Ofen kommen, werden sie in sogenannte Kapseln gethan. Die Kapseln sind aus einer Mischung von braunem, rotem und weißem

Schmelztiegelthon zu gleichen Theilen und mit etwas Gummizusatz hergestellt. Ihre Qualität ist sehr grob und ihr Verbrauch ein beträchtlicher, weil keine mehr als zwei, viele nur einmal verwendbar sind. „Sobald der Ofen gefüllt, wird der Thorweg mittels einer Backsteinmauer geschlossen und durch Kalkbewurf luftdicht gemacht,“ heißt es bei Gray. „Anfänglich — bis zum vollständigen Trocknen der Gefäße — bleibt das Feuer mäßig; allmählich jedoch steigert man es auf Weißglühhitze, um es drei Tage nach dem Anzünden ausgehen zu lassen. Um nicht durch allzu rasche Abkühlung ein Springen der Gegenstände zu verschulden, öffnet man den Ofen erst vierundzwanzig Stunden später. Die Kapseln aber sind auch dann noch so heiß, daß sich die betreffenden Arbeiter die Hände mit dicken Handschuhen, den Kopf und die Schultern mit nassen Tüchern bedecken müssen.“ Trotz aller Vorsicht springen viele Sachen; dieselben werden ans Flußufer geworfen und bleiben dort liegen, bis Regengüsse sie ins Wasser schwemmen. Demgemäß ist das Flußbett meilenweit mit zerbrochenem Porzellan gepflastert. Sofort nach seiner Entleerung wird der Ofen mit anderen Gefäßen angefüllt. Die in ihm verbliebene Temperatur gestattet, auch solche Gegenstände, die die Sonne noch nicht genügend getrocknet hat, hineinzustellen, ohne daß die Gefahr des Springens zu groß wäre.

Die nicht gesprungenen Gefäße gelangen in die Hände des Malers. Als Maler sind die Chinesen bekanntlich nicht besonders hervorragend, doch leisten sie im Wiedergeben von Blumen und Vögeln nicht selten sehr bemerkenswertes. In der Porzellanmalerei führen sie eine ausgebildete Arbeitsteilung durch, indem das Zeichnen des Entwurfs und das Malen von Menschen, Vögeln, Schmetterlingen, Bäumen, Flüssen, Gebäuden, Landschaften zc. unter sechs bis acht Künstler verteilt wird. Diese Specialisten zeichnen sich durch genaue Kenntniss der Farbmischungen aus, die das Feuer am besten vertragen. Ein Öl, namens Wanschaong-jau,

mengt man unter die Farben, um diesen Glätte zu verleihen; zur Haltbarmachung dient bei dünnen Farben Gummivasser, bei dick aufgetragenen reines Wasser. Die Pinsel gleichen den in der gewöhnlichen Malerei verwendeten. Die kleineren der zu bemalenden Gegenstände werden auf Tische, die größeren auf die Erde gestellt, um nach dem Bemalen behufs Fixierung der Farben in Brennösen zu kommen, und zwar gelangen die kleineren in einen Mingsfo (wörtlich „helles Feuer“), die größeren in einen Omfo („dunkles Feuer.“) Diese Öfen sind kreisförmig und bestehen aus zwei Mauern, deren innere von Dachziegeln errichtet ist, während die äußere aus Backsteinen hergestellt wird. Auf dem Boden befinden sich mehrere rostartige kleine Öffnungen. Im Mingsfo kommt der Brennstoff — Holzkohle — zwischen die beiden Wände zu liegen, und der offene Oberteil des Ofens wird mit zerbrochenen Ziegelstücken ausgefüllt, welche die Basen 2c. bedecken. Um die Hitze zu steigern, belegt man die Ziegelstücke mit heißer Holzkohlenasche. Im Omfo wird der Brennstoff einfach durch die obere Öffnung auf die Gefäße geschüttet. Beide Öfen werden vierundzwanzig Stunden lang geheizt. Das Formen groben irdenen Geschirres für Haushaltzwecke wird in besonders umfangreicher Weise in der Stadt Schekwan (Provinz Kwangtung) betrieben. Hierbei kommen wagerechte Töpferscheiben zur Verwendung, die an dem Oberteile von fest in die Erde gerammten senkrechten Pfählen angebracht sind. Während der Former, der neben der Scheibe hockt oder kniet, den sehr geringwertigen Thon mit den Händen bearbeitet, setzt ein Knabe, der sich durch Erfassung eines vom Dache des Gebäudes herabhängenden Seiles (oder einer Kette) aufrecht hält, die Scheibe mit den Füßen in Bewegung. Über die Schekwaner Thonöfen schreibt Gray: „Sie sind sehr lang und stehen auf schiefen Ebenen. Durch Thüren, deren jeder Ofen in Zwischenräumen mehrere hat, treten die Töpfer ein, um den Ofen mit dem zu brennenden Geschirr zu

Gar oft wird einer schönen klugen Frau das Leben an der Seite eines greisen oder dummen Mannes zur Qual und sie sucht im Tode Erlösung. Der Selbstmord aus unglücklicher Ehe ist bei den Chinesen etwas alltägliches — trotz Konfucius, der da sagte: „Wer große Anforderungen an sich selbst stellt und von seinen Nebenmenschen wenig erwartet, wird nie enttäuscht sein.“ Die Chinesinnen sind eben auch nur Weiber; es fällt ihnen schwer, Lebenskünstlerinnen zu sein und zu lernen, an sich selbst große Anforderungen zu stellen, ihre Männer aber milde zu beurteilen. Die chinesischen Sitten und Gebräuche bringen es mit sich, daß selbst der beste und edelste Ehemann eine Frau nicht glücklich zu machen vermag, wenn es den bösen Verwandten männlicher Seite nicht gefällt. Solange die Frauen keine gesetzlichen Rechte haben und bis zu einem gewissen Alter unter der Herrschaft ihrer Schwiegereltern stehen, wird ihnen das Eheleben viel mehr Verdruß und Kummer als Freude bereiten. Besonders schlimm ist ein junges Mädchen daran, wenn es einen älteren Mann heiratet. Es wird, wenn es sich nicht durch seine Klugheit und seinen Mutterwitz Respekt und Ruhe zu verschaffen weiß, von Tanten und Schwägerinnen bis aufs Blut gequält. Um den Lesern einen Begriff von den Leiden vieler chinesischen Ehefrauen zu geben, will ich einige charakteristische Geschichten folgen lassen.

1. Der vom Mond gefallene Kochlöffel.

Eine alte Frau, die von der Mildthätigkeit ihrer Verwandten und Nachbarn lebte, wohnte in der nächsten Nähe ihres verwitweten Schwagers, der einen einzigen Sohn besaß. Dieser heiratete ein hübsches junges Mädchen. Wie es die Sitte erheischte, kam die Tante, um die Neuvermählte zu besuchen. Im Laufe des Gespräches erkundigte sie sich teilnehmend, ob sie diese Nacht nicht ein verdächtiges Kratzen in den Kisten, die ihre Ausstattung enthielten, vernommen habe. Das Frauchen verneinte.

Nach wenigen Tagen wiederholte die Tante ihren Besuch und wurde von der Nichte mit den Worten begrüßt: „Denk dir, ehe du mich darauf aufmerksam machtest, hörte ich keinerlei Geräusch; seither aber lausche ich jede Nacht und glaube wirklich ein eigentümliches Kraxen und Nagen in meinen Koffern zu vernehmen.“

„Du mußt sehr vorsichtig sein und deine Kleider oft nachsehen, denn ihr scheint Mäuse zu haben. Eines Tages kannst du die unliebsame Entdeckung machen, daß deine besten Kleider zernagt sind. Habt ihr keine Katze?“

Die Alte wußte ganz gut, daß keine im Hause sei. Als die junge Frau verneinte, bot sie ihr ihren eigenen schwarzweißen Kater an.

„Das ist der beste Mauszer im ganzen Ort. Du sollst sehen, wie bald ihr von der lästigen Plage befreit sein werdet.“

Die junge Frau nahm das Anerbieten dankend an, holte den Kater noch an demselben Tage ab und setzte ihn zwischen die verdächtigen Kisten. Als sie aber nach einigen Stunden in das Zimmer trat, war er verschwunden. Sie sagte sich, daß das Tier gewiß nach Hause gelaufen sei und bekümmerte sich nicht weiter darum.

Der Kater war wirklich daheim; die schlaue Alte aber, die ihren Vorteil wahren und die junge Frau nebenbei ärgern wollte, versteckte das Tier sorgfältig und ging nach einigen Tagen wieder zu ihren Verwandten hinüber.

„Ich komme, um meinen Kater zu holen. Ehe ich ihn euch borgte, hatte ich keine einzige Maus im Hause. In den wenigen Tagen seitdem der Kater bei euch ist, wimmelt es bei mir von Mäusen, so daß ich heute nicht einmal schlafen konnte.“

„Der Kater ist noch an demselben Tage davongelaufen. Ich dachte, daß er nach Hause gegangen sei,“ antwortete die junge Frau.

„Keine Spur! Ich habe ihn nicht wiedergesehen. Was mag mit meinem Kleinod nur geschehen sein? Nichts auf

der Welt kann mir das liebe Tier ersetzen," jammerte die Alte. „Ich selbst habe es großgezogen und wie ein Kind gepflegt. So einen Mausier giebt es nicht mehr! Auch ist die weiß-schwarz gefleckte Rasse so selten, daß man sie bei uns nicht für teures Geld bekommt. So geht es, wenn man gegen seine nächsten Verwandten freundlich sein will! Ich beanspruche zweihundert Unzen Silber Schadenersatz!“

Die junge Frau war über die hohe Forderung für einen gewöhnlichen Kater dermaßen erstaunt, daß sie sofort ihren Schwiegervater aufsuchte und ihm die ganze Geschichte erzählte. Dieser, der den bösen Charakter seiner Schwägerin zur Genüge kannte, verbrachte eine schlaflose Nacht, denn er wußte, daß sie seine Schwiegertochter so lange überlaufen und quälen werde, bis diese ihr die zweihundert Unzen Silber bezahlen würde.

Die junge Frau, eine Fremde in jener Gegend, nahm die Sache leicht, bis die Alte ihr das Leben zu verbittern anfing, indem sie sie wegen des Katers täglich besuchte. Endlich wurde es ihr klar, daß sie sich energisch dagegen verwahren müsse, und sie erkundigte sich bei ihrem Schwiegervater, ob die Alte niemals von ihm etwas geborgt habe, ohne es zurückzugeben.

„Meines Wissens nicht.“

„Vielleicht ein Werkzeug, eine Schüssel oder etwas Reis?“ beharrte die Schwiegertochter.

„Nein, das nicht, aber da fällt mir ein, daß ich ihr vor langer, langer Zeit einen alten wertlosen Holzlöffel geliehen habe.“

„Und sie hat ihn nicht zurückgegeben? Bestimmt nicht?“

„Da er wertlos war, dachte ich nicht daran, ihn zurückzufordern.“

Als das alte Weib wiederkam und auf Schadenersatz für ihren Kater drang, erwiderte ihr das kluge Frauchen, daß sie ihr denselben bezahlen wolle, sobald sie den Löffel bringe, den sie einst geborgt habe. „Der Löffel war alt

und wertlos, ich habe ihn Nachbarkindern zum Spielen gegeben und diese haben ihn zerbrochen, worauf ich ihn ins Feuer warf.“

„Das kann dir leid thun. Du willst dich und deine Familie durch deinen Kater bereichern? Ich und meine Familie brauchen auch Geld. Da du mir unsern Löffel ebensowenig wiedergeben kannst wie ich dir den Kater, wollen wir zum Richter gehen und ihm unsere Klagen vorlegen. Wenn er deinen Kater für wertvoller erklärt als meinen Löffel, will ich deine Anforderungen befriedigen, widrigenfalls du die Summe mir zu bezahlen hast. Das ist mein letztes Wort,“ erklärte die junge Frau energisch.

„Es sei,“ entschied die Alte, welche überzeugt war, daß jeder Richter ihre Rage für wertvoller halten müsse, als einen alten Holzlöffel. Noch an demselben Tage begaben sie sich zu einem Richter. Die Jüngere gewährte der Alten höflich den Vortritt und ließ sie zuerst sprechen. Diese erzählte ausführlich den Fall, schilderte die Vorzüge ihres Katers und beharrte bei den zweihundert Unzen Silbers. Nun forderte der Richter die Junge auf, sich zu verteidigen.

„Ich kann nicht leugnen, daß sich die Sache so verhielt, aber ich habe eine Gegenforderung für einen Holzlöffel zu stellen, den sie sich von uns geborgt und nicht zurückgegeben hat. Im Volksmunde heißt es, daß man in der Scheibe des Vollmondes den Namen, die Zweige und die Blätter eines Zimmetbaumes genau sehen kann. Nun denn, der Wind wehte eines Tages einen Zweig dieses Baumes vor die Thüre meines Schwiegervaters und er ließ einen Löffel davon machen. In was man diesen Löffel auch steckte, ob in Wein, Öl, Reis oder Geld, es verminderte sich nicht. Ein Wirthschaftsbesitzer, der von der Wunderkraft dieses Löffels Kenntniss erlangt hatte, bot meinem Schwiegervater 10 000 Unzen Silbers dafür, aber dieser schlug das Anerbieten ab. Und diesen Löffel, der wohl alt und abgebraucht war, ließ mein Schwiegervater der Klägerin, und sie vernichtete ihn.“

Jetzt urtheile du, weiser Richter, ob du die Katze oder den Löffel für wertvoller hältst.“

Dem Richter wurde nach dieser Verteidigung klar, daß die Katze der Alten nur als Vorwand zu einer Erpressung diene und daß die Junge die Geschichte mit dem Löffel, der vom Mond gefallen, nur erfunden hatte, um die Alte zu übertrumpfen. Er schien einen Augenblick nachzudenken, dann sagte er mit der Würde, wie sie chinesische Richter zur Schau zu tragen pflegen: „Die eine Klage hebt die andere auf. Die Katze scheint wohl ein nützliches Tier gewesen zu sein, aber durch den Verlust des Wunderlöffels erwächst dessen Besitzer auch ein beträchtlicher Schaden, so daß ich keine von euch zur Zahlung verurteilen kann. Gehet in Frieden heim!“

Durch ihren Mutterwitz hatte die junge Frau für immer Ruhe vor der boshaften Alten.

„Mutterwitz ist Reichtum,“ sagt ein chinesisches Sprichwort. Daß er auch zum Lebensretter werden kann, soll unsre zweite Geschichte darthun.

2. Die Selbstmordkandidatin.

Ein aufgewecktes junges Mädchen wurde mit einem Halbidioten Namens Schnepfe, vermählt und lebte mit ihm allein in dem Hause seiner Vorfahren. Goldregen, dies ihr Name, war eine Meisterin in der Webekunst. Als sie ein Stück spinnwebenfeiner Leinwand fertig gewebt hatte, wußte sie nicht, was damit anfangen, denn sie selbst war zu jung, um damit zu Markte gehen zu können, und es ihrem Manne anzuvertrauen, wagte sie nicht. Da sie aber niemand hatte, mit dem sie sich beraten konnte, blieb ihr doch nichts übrig als mit ihrem Gatten darüber zu sprechen. Überglücklich, ihr einen Gefallen zu erweisen, erbot er sich, damit zu Markte zu gehen und die Leinwand zu verkaufen.

„Ich fürchte, Schnepfe, daß du einen dummen Streich

begehen oder gar die kostbare Leinwand verlieren könntest," gab sie zögernd zurück.

„Du sollst sehen, Goldregen, daß ich sie gut verkaufen werde. Ich schwöre dir bei meinen Ahnen, daß ich keine Dummheit machen will. Laß mich dies eine Mal versuchen.“

Sie gab seinen Bitten nach, ihn beschwörend sich ja genau nach dem Marktpreis zu erkundigen und die Leinwand nicht unter demselben zu verkaufen. Sie hielt ihm noch eine lange Predigt über die Schlechtigkeit der Menschen im allgemeinen und schloß ihre Tirade mit den Worten: „Nimm dich vor Bauernfängern in acht und merke dir, daß alle Leute, deren Nasenlöcher sich nach unten öffnen, es mit der Ehrlichkeit nicht genau nehmen.“

Um sich die Mahnung seiner Frau, die er aufrichtig liebte, genau einzuprägen, wiederholte er auf dem ganzen Wege die Worte. Er durchkreuzte den Markt nach allen Richtungen, sah sich alle Menschen genau an, da sich aber ihre Nasenlöcher nach unten öffneten, versuchte er gar nicht, ihnen die Leinwand anzubieten. Die Abenddämmerung brach schon herein, als er einen Mann entdeckte, der eine hoch an der Mauer angebrachte Rundgebung las; da sich insolgedessen seine Nasenflügel nach oben öffneten, zupfte er ihn am Armel und sagte erfreut: „Mein Herr, ich suche Sie schon den ganzen Tag. Goldregen, so heißt mein Weib, hat mich belehrt, daß alle Menschen, deren Nasenflügel sich nach unten öffnen, unehrlich sind; da sich die Ihrigen aber nach oben öffnen, möchte ich Ihnen diese feine Leinwand zum Marktpreis verkaufen. Sie werden mich nicht anschmieren, nicht wahr?“

Der Herr, welcher bemerkte, daß er es mit einem Idioten zu thun habe, wagte es nicht, diesem das Geld für die Leinwand, die ihm gefiel, anzuvertrauen.

„Gehe heim und sage deinem Weibe, daß ein Herr Sieben-Acht die Leinwand gekauft hat. Er wohnt in dem

Hause neben dem Wespennest hinter der Grotte knotenloser Bambusse, sie kann morgen nach dem Geld schicken.“

Der Idiot brachte seelenvergnügt seiner Frau die Botschaft. Da sie mit Vorwürfen nichts erreicht haben würde, setzte sie sich hin und suchte das Rätsel aufzulösen, was ihr auch gelang. Sie folgerte: Da sieben und acht bekanntlich fünfzehn sind, müsse der Käufer geboren sein, als sein Vater fünfzehn Jahre zählte. Ein Wespennest, dessen Bewohner mit viel Gesumm ein- und ausgehen, könne nur eine Knabenschule bedeuten und wenn es einen knotenlosen Bambus überhaupt in der Welt gäbe, müßte er einer Riesenzwiebelstaude gleichen. Sie erkundigte sich sofort bei ihren älteren Nachbarinnen, ob einem ihrer Bekannten, als er fünfzehn Jahre zählte, ein Sohn geboren wurde. Man sagte ihr von zwei solchen Männern und fügte hinzu, wo deren Söhne wohnen. Sie schickte Schnepfe sofort auf die Suche. Er kam mit der Nachricht zurück, daß vor beiden Häusern große Zwiebelbeete stehen und daß sich neben dem einen eine Knabenschule befinde. Dorthin schickte ihn nun Goldregen, um das Geld für die Leinwand zu holen.

Herr Sieben-Acht stand gerade vor der Thüre seines Hauses, als der Idiot kam und im Namen seiner Frau das Geld verlangte. Sieben-Acht war von dem Mutterwitz Goldregens so entzückt, daß er ihrem Gatten nicht nur die ihm zukommende Summe, sondern auch eine beträchtliche Überzahlung und ein geschlossenes Körbchen einhändigte.

„Trage es behutsam nach Hause; auch mußst du es deiner Frau uneröffnet übergeben,“ schärft er dem Idioten ein.

Dieser that, wie ihm geheißen, und Goldregen öffnete das Körbchen erst, als sie allein war. Neben einer herrlich leuchtenden Granatblüte lag ein Rotklumpen: sie verstand sofort, daß der Geber damit sagen wollte, sie sei eine schöne Blume, ihr Mann aber ein Tölpel. Sie hatte es schon

schwer genug empfunden, an diesen Mann gebunden zu sein, ohne daß Fremde es ihr nahelegen brauchten. Beim Anblick des symbolischen Geschenkes brach sie in Schluchzen aus und vermochte sich nicht zu beruhigen.

Der ahnungslose Gatte, der sie nicht weinen sehen konnte, eilte zu Herrn Sieben-Acht und bat ihn inständigst, etwas mehr für die Leinwand zu bezahlen.

„Seit ich meiner Frau das Geld mit dem Körbchen von Ihnen gebracht, weint sie, daß es einen Stein erbarmen könnte. Wahrscheinlich hat sie für die feine Leinwand mehr erwartet.“

Sieben-Acht, ein welterfahrener Mann, erriet sofort die wahre Ursache von Goldregens Thränen. Er händigte dem Mann zwar noch einige Silbermünzen ein, trotzdem er wußte, daß damit nicht viel geholfen sei. Er fürchtete, und nicht mit Unrecht, daß sein unheilvolles Geschenk die Frau in den Tod treiben könnte, was er um jeden Preis verhindern wollte, um sein Gewissen nicht zu belasten. Nicht weit von dem Hause der unglücklich Verheirateten lag ein tiefer Teich; dorthin begab er sich sofort mit einem großen Sieb und begann das Wasser mit demselben auszuschöpfen. Kaum hatte er mit dieser Arbeit begonnen, als er ein junges, schönes Weib im Festgewand sich nähern sah. Es war Goldregen, die aber umkehrte, als sie ihn erblickte. Er wußte nun, daß er um keine Minute zu früh gekommen sei.

In der Abenddämmerung erschien sie wieder, da sie ihn aber noch immer eifrig bei der Arbeit fand, zog sie sich abermals zurück, um gegen Mitternacht ihren Vorsatz auszuführen, doch der Mann schöpfte auch noch um diese späte Stunde. Als er sich bei Tagesgrauen noch immer nicht vom Teiche entfernt hatte, ging sie entschlossen auf ihn zu und bemerkte erst jetzt, daß er mit einem Siebe das Wasser auszuschöpfen sich bemühte.

„Sag' mal, Mann, weshalb verdirbst du die Landstraße,

indem du Wasser darauf schüttest und weshalb benutzt du gerade ein Sieb dazu?“ fragte sie neugierig.

„Meine Frau ist kürzlich hier am Teich entlang gegangen und hat eine Nähnadel verloren. Ich glaube, sie muß in den Teich gefallen sein und auf dem Grunde liegen, deshalb trachte ich ihn auszuschöpfen.“

„Wegen einer Nähnadel? Und mit einem Siebe?“ rief sie aus. Innerlich dachte sie sich: Es giebt also noch dümmere Menschen als meinen Mann und dieser gehört dazu. Ich bin nicht das einzige Weib, das einen Idioten zum Manne hat. Der die Nadel suchende Mann ist viel älter als der meinige, folglich wird seine Frau auch älter sein als ich, und sie hat sich noch nicht das Leben genommen. Wenn sie das Leben an der Seite eines Mannes ertragen kann, der viel dümmer ist als der meinige, sollte auch ich es aushalten können, ohne an Selbstmord zu denken.

Sie atmete erleichtert auf, bemühte sich, dem Manne die Erfolglosigkeit seiner Arbeit vorzustellen und kehrte dann heim. Als Sieben-Nacht sah, daß er seinen Zweck erreicht hatte und Goldregen mittags ihre Schritte nicht mehr nach dem Teich lenkte, ging auch er beruhigt nach Hause.

Das chinesische Chesprichwort: „Wenn du dich mit einem Vogel verheiratest, wirst du fliegen, wenn mit einem Hunde, wirst du laufen, wenn mit einem Fuchs, wirst du dich in eine Höhle vergraben,“ trifft nicht immer zu, denn nicht jede Frau vermag sich dem Charakter ihres Mannes anzupassen, namentlich, wenn sie eine edle Natur und er ein Schurke ist.

3. Selbst gerichtet!

Kong Hia Chiang, ein Bohnengallerte-Erzeuger, hatte eine alte Mutter und ein junges Weib zu erhalten. Der einzige Sohn eines steinreichen Mannes pflegte auf seinem Wege von und zu seinen Lehrern an dem kleinen Laden vorbeizugehen. Eines Tages erblickte er zufällig das reizende

Weibchen Kong Hia Chiangs und verliebte sich in dasselbe. In der Hoffnung, die Schöne wieder zu erblicken, trat er täglich in den Laden und kaufte kleinere und größere Mengen dieser chinesischen Delikatesse. Das ging so einige Monate fort. Er ließ sich mit dem nichts ahnenden Gatten oder der Schwiegermutter in Gespräche ein, und diese betrachteten ihn bald als einen ihrer besten und treuesten Kunden, um so mehr, als er auch nach und nach lebhaftes Interesse für ihre Privatangelegenheiten an den Tag legte. Er verstand es, sich das Vertrauen der schlichten Leute zu erwerben. Je öfter er das hübsche Frauchen sah, desto glühender wurde seine Leidenschaft, desto heftiger seine Eifersucht.

Eines Tages sagte er zu Kong Hia Chiang: „Im Auftrage meines Vaters segle ich morgen nach dem entfernten Hafen Wei-hai-wei. Du hast mir wiederholt angedeutet, daß du dein Geschäft erweitern könntest, wenn du die Mittel besädest, deine Ware auch auswärts zu vertreiben. Ich will dir die Gelegenheit dazu bieten, indem ich dich und deine Ware kostenfrei nach Wei-hai-wei mitnehme. Halte dich bereit!“

Kong Hia Chiang nahm das großartige Anerbieten freudig an und begleitete seinen angeblichen Gönner. Seine Ware fand so reißenden Absatz, daß er nach einigen Wochen eine zweite und dann eine dritte Reise mit dem Sohne des reichen Mannes unternahm. Während dieser letzteren befand sich eines Abends der Ehemann wie zufällig mit dem Verliebten allein auf Deck und wurde von dem letzteren in die Fluten gestoßen. Kong Hia Chiang war ein vortrefflicher Schwimmer und es gelang ihm, wieder an das Boot heranzuschwimmen und sich daran festzuklammern. Ting Chu Lee stieß ihn aber mit dem Ruder ab; dieser Vorgang wiederholte sich so lange, bis der Schwimmer kraftlos und erschöpft in den Wellen versank.

Einige Tage später lehrte der junge Mann in die

Heimat zurück und erzählte tief bekümmert der Mutter und der Gattin des Verunglückten, dieser sei durch eigene Unvorsichtigkeit über Bord gefallen und man habe ihn trotz aller Mühe nicht retten, ja nicht einmal seine Leiche bergen können.

Der Mörder fuhr fort, die beiden, ihres Ernährers beraubten Frauen zu „beschützen“ und zwar in einer ganz merkwürdigen Weise. Durch allerlei im geheimen betriebene Schliche versetzte er sie in größtes Elend; dann schickte er eine anscheinend uneigennützigere Zwischenperson zu ihnen, die ihnen nahe legte, daß die junge, reizende Witwe irgend einen wohlhabenden Mann heiraten solle, der sich verpflichten würde, auch die Alte zu versorgen. Nachdem Ting Chu Lee ihnen Zeit gelassen, darüber nachzudenken, daß sich wohl kaum ein reicher Mann finden werde, der nicht nur eine Witwe heiraten, sondern auch die Schwiegermutter mit in den Kauf nehmen würde, schickte er einen Heiratsvermittler mit einem offiziellen Heiratsantrag zu der in die Enge getriebenen Witwe, mit dem Versprechen, auch die Zukunft der Alten zu sichern. Von dem Wunsche beseelt, dieser ein sorgenfreies Alter zu verschaffen und dem Sohne des reichen Mannes ihre Dankbarkeit für seine vielen Wohlthaten zu bekunden, willigte sie ein, trotzdem ihr Herz noch immer an dem Verunglückten hing. Da sie ein liebes, anhängliches und pflichtgetreues Geschöpf war, fand sie sich bald in ihre neue Lage und bemühte sich, ihren zweiten Gatten ebenso zu beglücken wie den ersten. Sie lebten in Eintracht und Frieden. Nach zwei Jahren wurde ihnen ein Sohn geboren, was ihr Glück noch erhöhte. Das Kind gedieh prächtig unter der zärtlichen, aufopfernden Pflege der Mutter, deren Ehehimmel kein Wölkchen trübte. So vergingen abermals einige Jahre. An einem hohen Feiertag, da alle Hausleute ihrem Vergnügen nachgingen, bat das Fräulein, Ting Chu Lee möge mit ihr und dem Kinde einen Ausflug nach dem Fischteich unternehmen, den sie noch

nie gesehen. Da er ihr keinen Wunsch abschlagen konnte, machten sie sich wohlgenut auf den Weg, der durch Obst- und Blumengärten führte. An dem Teich angelangt, hüpfte eine häßliche Kröte heraus. Die junge Frau stieß sie mit ihrem Schirm ins Wasser zurück. Die Kröte schwamm aber wieder ans Land und wurde abermals ins Wasser zurückgestoßen. Dieses Spiel wiederholte sich einigemale, bis Lee schließlich hell auflachte, was seine Frau veranlaßte, ihm ins Gesicht zu sehen. Sie glaubte zu bemerken, daß nicht sie, sondern irgend eine Erinnerung ihn belustigte. Sie fragte, weshalb er gelacht habe, aber seine Antwort befriedigte sie nicht. Sie sagte es ihm auch und verlangte heftig die wahre Ursache seines Lachens zu wissen. Seine ausweichenden Antworten verstimmten sie derart, daß sie schmollend nach Hause lief. Vergebens bemühte er sich, sie zu beruhigen. Sie erwiderte ihm mit Thränen in den Augen, sie habe geglaubt, sein volles Vertrauen zu genießen und nun habe sie die Entdeckung gemacht, daß er irgend ein Geheimnis vor ihr verberge, denn sein Lachen habe sicher irgend eine Bedeutung gehabt. Sie schmollte, sie vernachlässigte sich, das Kind, den ganzen Haushalt und schenkte ihrem Gatten kein freundliches Wort mehr. Tage, Wochen und Monate vergingen, er suchte sie durch allerlei Ausflüchte zu beruhigen, sagte ihr alles, nur nicht die Wahrheit, aber es gelang ihm nicht, sie zu überzeugen oder ihr auch nur ein freundliches Lächeln abzugewinnen. Sie, die sich in all den Jahren ihres Zusammenlebens stets sanft und liebenswürdig gezeigt, getreu ihre Pflicht als Weib und Mutter erfüllt hatte, verbitterte ihm jetzt das Leben — wegen einer Laune, wie er sagte. Er grübelte nach einem Ausweg, denn er litt sehr. Wie, wenn er ihr endlich die volle Wahrheit gestand? Sie war ja ein so kluges Weibchen, daß sie einsehen mußte, er habe nur aus übergroßer Liebe zu ihr die Sünde begangen. Nach reiflicher Überlegung und da sie durchaus nicht Vernunft annehmen wollte, benutzte

er einen Augenblick des Alleinseins, um ihr die volle Wahrheit zu gestehen. Sie lächelte ihm — seit vielen Monaten zum erstenmal — so bestrickend zu, daß er Mut faßte und ihr erzählte, ihr Gebaren am Teich mit der Kröte habe ihn an eine längst vergessene Episode erinnert. Er habe nämlich ihrem ersten Gatten ähnlich mitgespielt, da er keine andere Möglichkeit sah, in den Besitz des von ihm angebeteten Weibes zu gelangen. Die junge Frau verbarg die Empörung und das Entsetzen, welches sie bei dieser Erzählung beschlich, und stellte mit lächelnder Miene wie aus Neugier einige Fragen an ihn, bis sie die kleinsten Einzelheiten des abscheulichen Mordes erfahren hatte, der an ihrem ersten Gatten verübt worden war.

„Die Toten sind tot, lassen wir sie ruhen, aber wir leben und wollen uns des Lebens freuen,“ sagte sie und ging wohlgemut an ihre Arbeit. Seit Wochen hatte ihr Gatte sie nicht so heiter gesehen. An jenem Tage war sie wieder ganz die alte, tüchtige Hausfrau und vorsorgliche Gattin und Mutter. Lee freute sich, ihr die Wahrheit gestanden zu haben. Von nun an sollte kein Mißton mehr die glückliche Ehe trüben, da sie seine Schandthat mit solch philosophischer Ruhe aufgenommen hatte. Sie war wirklich das bezauberndste und verständigste Weib von der Welt.

In derselben Nacht bohrte sie ihm, während er schlief, einen Dolch ins Herz. Sie hüllte sich sofort in einen Sack, löste ihr Haar auf, umgürtete sich und wachte bei dem Toten, wie es die Sitte vorschrieb.

Es war schon spät am Morgen und in dem Schlafgemach des Ehepaars herrschte noch immer lautlose Stille. Das fiel der Schwiegermutter auf und sie klopfte, um die Langschläfer zu wecken. Da sie keine Antwort erhielt, trat sie, nichts Gutes ahnend, ein, fand ihren Sohn in seinem Blute schwimmend und die Mörderin an seiner Seite. Sie erstattete sofort die Anzeige, und die junge Frau wurde verhaftet. Auf ihren Wunsch mußten ihre eigenen Verwandten

und die ihrer beiden ermordeten Männer der Gerichtsverhandlung beiwohnen.

In Gegenwart aller erzählte sie dann die furchtbare Geschichte, wie sie ihres ersten Mannes beraubt worden war. Als sie endlich schwieg, fragte der tiefbewegte Richter: „Du selbst hast den Mord deines ersten Gatten gerächt; sag' an, wer soll nun den Mord des zweiten Gatten rächen?“

„Wieder ich!“ rief sie und stieß sich, ehe man es verhindern konnte, denselben Dolch ins eigene Herz.

4. Die kluge Frau.

In K. lebte einst eine Familie, welche aus einem Vater, drei Söhnen und zwei Schwiegertöchtern bestand. Die beiden letzteren waren erst kürzlich ins Haus gekommen und stammten aus einem mehrere Meilen entfernten Dorfe. Da sie keine Schwiegermutter besaßen — sie war schon lang tot — mußten sie, so oft sie ihre Heimat besuchen wollten, den Schwiegervater um Erlaubnis fragen, und da sie stark von Heimweh geplagt wurden, quälten sie den Alten beständig um Urlaub. Diesem wurde das schließlich zu bunt und als sie wieder einmal fort wollten, sagte er ihnen folgendes: „Ihr verlangt immer, eure Mütter zu sehen und ihr haltet mich für grausam, wenn ich euch die Erlaubnis dazu verweigere. Nun, heute sollt ihr sie haben, jedoch nur unter der Bedingung, daß jede von euch mir etwas mitbringe. Von der einen erbitte ich mir in Papier gewickeltes Feuer, von der andern in Papier gewickelten Wind. Wenn ihr mir nicht sofort versprechen könnt, das Gewünschte mitzubringen, dürft ihr nie mehr verlangen, nach Hause zu gehen; und wenn ihr heute geht und es euch nicht gelingt, meine Wünsche zu erfüllen, so dürft ihr meine Schwelle nie wieder betreten.“

Der alte Schlauberger war überzeugt, daß die beiden Schwiegertöchter auf seine Bedingungen nicht eingehen und ihn in Zukunft in Ruhe lassen würden. Jung, gedanken-

los und von dem Wunsche beseelt, ihre Lieben wiederzusehen, bedachten die beiden Frauen nicht, daß es unmöglich sei, die gewünschten Dinge mitzubringen und machten sich in der heitersten Laune zu Fuß auf den Weg in die Heimat. Sie besprachen eifrig, wen sie da zu besuchen und was sie alles zu erzählen hatten, als plötzlich die Ältere den hohen Absatz ihrer Fußbekleidung verlor und auf die Nase fiel. Sie mußten beide stehen bleiben, um die Sachen in Ordnung zu bringen, und während sie dies thaten, fiel es ihnen ein, unter welchen Bedingungen sie zu ihren Gatten zurückkehren durften. Sie fingen beide bitterlich zu weinen an in ihrer Ratlosigkeit.

Während sie schluchzend am Wegrain saßen, kam von einem nahen Felde ein junges Mädchen auf einem Wasserbüffel dahengeritten, hielt an und fragte, ob sie den beiden helfen könne. Diese klagten ihr ihr Leid und das Mädchen forderte sie nach kurzem Nachdenken auf, ihr in ihr Heim zu folgen, wo sie ihnen Mittel an die Hand geben wolle, die Wünsche des Schwiegervaters zu befriedigen. Den beiden Frauen erschien ihre Lage hoffnungslos, aber das Mädchen sprach so zuversichtlich, daß sie ihr seufzend folgten. Zu Hause angelangt, händigte sie der einen ein buntes Lampion mit den Worten ein: „Bevor du es deinem Schwiegervater überreichst, zünde das Licht darin an und er wird in Papier gehülltes Feuer empfangen.“ Der zweiten gab sie einen Papierfächer: „Wenn der Alte sich damit fächelt, wird er in Papier gehüllten Wind haben.“

Die beiden Frauen dankten dem klugen Mädchen und gingen freudig ihres Weges. Als ihr Schwiegervater sie am nächsten Tage frohen Mutes nach Hause kommen sah, runzelte er in erheucheltem Zorn seine Stirne und verlangte seine Gaben. Die Schwiegertöchter überreichten ihm dieselben feierlich und der alte Mann fragte erstaunt, woher ihnen plötzlich dieser Scharfsinn gekommen. Sie gestanden aufrichtig, wie sich die Sache verhalten und er zog sofort

Erfundigungen ein, ob das junge Mädchen noch frei sei. Da sie es war, sandte er einen Heiratsvermittler zu ihren Eltern und kurz darauf zog sie als die Gattin seines jüngsten Sohnes bei ihm ein.

Wie eingangs erwähnt, gab es keine Mutter im Hause. Da die jüngste Schwiegertochter solche Weisheit an den Tag gelegt hatte, ernannte er sie zum Familienoberhaupt.

Nachdem alle Hochzeitsfeierlichkeiten vorüber waren, machten sich die drei Söhne des Hauses wieder an ihre Alltagsarbeit, fragten jedoch, wie es Brauch, vorher beim Familienoberhaupt um Instruktionen an. Die kleine Weisheit ordnete an, daß sie niemals mit leeren Händen aufs Feld oder vom Felde gehen dürften. Wenn sie hingingen, sollten sie Dünger auf dasselbe tragen, und wenn sie zurückkämen, Reisig mitbringen. Sie gehorchten. Bald wurde ihr Acker der beste im Dorfe, und sie hatten soviel trockenes Reisig, daß sie keines zu kaufen brauchten. Als sie weder Reisig, noch Wurzeln mehr brauchten, mußten sie Steine heimbringen, die im Hofe zu einem riesigen Haufen aufgeschichtet wurden.

Eines Tages machte ein Edelsteinkenner die Entdeckung, daß sich in dem Steinhaufen ein Beilstein von großem Werte befände. Um billig zu demselben zu gelangen, wollte er sämtliche Steine erstehen, mit dem Bemerkten, daß er demnächst bauen wolle. Das jugendliche Familienoberhaupt forderte einen hohen Preis, und da sie sich nichts abhandeln ließ, gab der Mann schließlich nach und versprach, nach zwei Tagen die Steine abzuholen und ihr das Geld zu bringen. In der Nacht grübelte sie, weshalb ihr der Mann für einen Haufen wertloser Steine eine so hohe Summe bewilligt habe, und kam zu der richtigen Schlußfolgerung, daß ein Edelstein dazwischen sein müsse. Am nächsten Morgen schon schickte sie ihren Schwiegervater zu dem Käufer und ließ ihn zu Abend einladen. Die leckersten Speisen und der beste Wein wurden dem Gaste vorgesetzt, und der Schwiegervater lenkte das Gespräch auf Edelsteine und deren Erkennungszeichen.

Das Familienoberhaupt horchte hinter einem Vorhang und hörte, durch welche Merkmale man wertvolle Steine von wertlosen unterscheiden könne. Sie eilte sofort in den Hof und entfernte den kostbaren Nephrit aus dem Haufen. Als der Käufer seine Ware abholen wollte, merkte er sofort, daß der Edelstein fehle. Er ließ sich mit dem Weibchen auf neue Verhandlungen ein, und dieses leitete dieselben so geschickt, daß sie außer dem bereits vereinbarten Kaufpreis noch ein hübsches Sümichen für den Beilstein erzielte.

Die Familie wurde immer reicher und erbaute eine sehr schöne Ahnenhalle, deren Eingang die Worte: „Keine Sorgen!“ zierten.

Eines Tages kam ein Mandarin des Weges und ließ, nachdem er die seltsame Inschrift gelesen, seine Sänfte halten, um nachzufragen, wer die Leute seien, die keine Sorgen kannten. Er schickte um das Familienoberhaupt und als er das junge Frauchen erblickte, rief er unmutig: „Du gehörst einer merkwürdigen Familie an! Ich kenne keine zweite, die keine Sorgen und ein so junges Oberhaupt hätte. Ich werde dich für deine Anmaßung bestrafen. Du mußt mir ein Stück Leinwand weben, so lang wie diese Straße.“

„Sehr wohl. Sobald Eure Excellenz die beiden Enden der Straße herausgefunden haben wird und mir genau die Länge derselben angeben kann, will ich sofort mit der Arbeit beginnen,“ entgegnete die Kleine schlagfertig.

Der Mandarin, welcher sofort sah, daß er einen Bock geschossen, brummte nun: „Zur Strafe sollst du mir so viel Öl bringen, als dort Wasser im See fließt.“

„Gewiß; nur bitte ich den See zu messen und mir die genaue Zahl der Gallonen anzugeben, dann will ich sofort beginnen, das Öl aus meinen Bohnen pressen zu lassen.“

„Ei!“ rief nun der Mandarin, von der Schlagfertigkeit der jungen Frau belustigt. „Da du so klug bist, wirst du vielleicht meine Gedanken erraten können; wenn du sie errätst, erlasse ich dir die Strafe. Ich halte meine Lieblings-

wachtel in der Hand; nun sage mir, ob ich die Absicht habe, sie zu zerdrücken oder ihr die Freiheit zu geben?"

„Ich bin nur eine gewöhnliche Gemeine und Ihr seid ein hoher, gelehrter Beamter. Wenn Ihr nicht klüger seid als ich, habt Ihr kein Recht, mich zu bestrafen. Nun, ich stehe mit einem Fuß diesseits, mit dem anderen jenseits der Schwelle. Saget mir nun, ob ich die Absicht habe, hinein- oder hinauszutreten. Wenn Ihr mein Rätsel nicht lösen könnt, dürft Ihr von mir nicht verlangen, daß ich das Eurige löse.“

Der Mandarin verabschiedete sich lachend. Die Familie lebte lange und gewann unter ihrem Oberhaupt von Jahr zu Jahr an Ansehen. Der Schwiegervater hatte klug gehandelt, die junge Frau ins Haus zu bringen und ihr trotz ihrer Jugend die Ehrenstelle anzuweisen.

2. Drei Heiratsgeschichten.

Da in China keine Ehe ohne Vermittlung zustande kommt, ist die Zahl der berufsmäßigen Vermittlerinnen Legion. Diese Leute haben begreiflicherweise in erster Linie ihren Vorteil vor Augen, wenn es gilt ein Pärchen zusammen zu bringen. Ein chinesischer Heiratskandidat sieht die „Frau seiner Wahl“ (?) erst nach der Hochzeitsceremonie von Angesicht zu Angesicht. Braut und Bräutigam kaufen in China die Katze im Sack und müssen sich auf Gnade oder Ungnade den Heiratsvermittlern ergeben, die zu allerlei Kniffen greifen, um Partien zustande zu bringen. Daß auf dieser Grundlage beruhende Ehen nicht immer glücklich sind, wird jedem einleuchten. Drei tragikomische Ehegeschichten, die zugleich als Proben chinesischen Humors dienen können, werden die chinesischen Sitten oder besser gesagt Unsitten am besten charakterisieren.

1. Die Gattin eines Einfaltspinzels.

Perle war ein schönes aber armes Mädchen. Sie sehnte sich nach Reichtum und Glanz — was Wunder, wenn sie sich von einer Vermittlerin beschwären ließ, eine „gute Partie“ zu machen. Die Alte schilderte ihr den jungen Mann als ungeheuer reich und von sehr guter Familie, hütete sich aber wohlweislich, ihr auch zu sagen, daß er nichts weniger als ein Kirchenlicht sei. Als die Neuvermählte sich nach den schier endlosen Hochzeitsceremonien in das Gemach ihres Gatten begab, um, wie es die Sitte erheischte, mit ihm allein die erste Mahlzeit einzunehmen, machte sie die furchtbare Entdeckung, daß der junge, hübsche Mensch ein Idiot sei. Anfangs vergoß sie heiße Thränen, aber nach reiflicher Überlegung kam sie zu dem Entschluß, gute Miene zum bösen Spiel zu machen und ihr Unglück vor der boshafte Welt möglichst zu verheimlichen, um nicht zur Zielscheibe des Spottes ihrer guten Freundinnen zu werden. Da der Mann gutmütig war und sich seinem klugen, hübschen Weibchen willig unterordnete, ging alles ganz leidlich und Perle hoffte, mit Geduld und Ausdauer seine geistigen Fähigkeiten nach und nach entwickeln zu können.

Monate verstrichen, endlich nahte der Geburtstag ihres Vaters. Der Landessitte gemäß mußte sie sich in das väterliche Haus begeben, um gemeinsam mit ihren Schwestern das Festmahl zu bereiten. Sie grübelte nach einem Vorwand, um ihren Mann zu Hause lassen zu können, damit er sie vor ihren glücklicheren Schwestern und geistreichen Schwägern nicht bloßstelle. Aber er bat sie so flehentlich, ihn mitzunehmen, daß sie sich schließlich erweichen ließ, ihm Geld gab, um sich ein schönes neues Gewand zu kaufen und da in China Mann und Weib nie zusammen ausgehen, ihm versprach, den ganzen Weg entlang Spreu zu streuen, damit er das Haus ihres Vaters finden könne. Außerdem er-

klärte sie ihm ganz genau, wie er sich bei seiner Ankunft zu benehmen habe.

„Ehe ihr Männer zu Tische gehen werdet, werde ich dir einen Bindfaden um den Fuß befestigen. So oft ich an ihm ziehe, mußt du bedächtig deine ‚Eßstäbchen‘ in die gemeinsame Schüssel führen. Du darfst weder zu hastig noch zu langsam essen, damit man dich nicht für ungezogen halte.“

Er versprach, ihre Vorschriften zu befolgen und sie ging frohen Mutes in ihr Elternhaus voraus, wo sie eifrig an den Festvorbereitungen teilnahm.

Ihr Gatte machte sich gleichzeitig auf den Weg, aber anstatt sich ein anständiges Festgewand zu kaufen, gab er sein Geld für bunte Papierkleider aus, wie sie bei chinesischen Begräbnissen verbrannt zu werden pflegen und die mit Kleister zusammengeklebt sind. Nachdem er sich in diesen lächerlichen Staat geworfen, folgte er den Spreuspuren. Leider hatte ein boshafter Windstoß an einer Stelle die Spreu in den kleinen Teich geweht, wo sie obenauf schwamm. Gewissenhaft watete er durch das Wasser und kam am entgegengesetzten Ende mit aufgeweichten Kleidern wieder heraus. In diesem lächerlichen Aufzug zog er in das Haus seiner Schwiegereltern ein. Das tiefbeschämte Weib borgte sich in aller Eile Kleider für ihren Mann und schärfte ihm noch einmal ein, sich bei Tisch manierlich zu benehmen; dann band sie ihm einen Bindfaden um den Fußknöchel und zog sich hinter den Wandschirm zurück, wo die anderen Frauen des Hauses bereits versammelt waren und von wo sie bequem den Speisetisch übersehen konnte. Zu ihrer Freude gebrauchte ihr Mann die „Eßstäbchen“ getreu ihrer Anweisung und benahm sich so gut, daß alle Anwesenden, die bereits gehört hatten, daß er ein Einfaltspinsel sei, die beste Meinung von ihm bekamen und ihn im Geiste um Entschuldigung baten. Plötzlich trippelte ein Hühnchen durch die offene Thür herein und lief um den Tisch herum, um

die Brotkrümchen aufzulesen. Das Unglück wollte es, daß das Hühnchen sich in den Bindfaden verstrickte und in dem Bestreben, sich frei zu machen, mehrmals heftig daran zerrte. In der Meinung, daß es ein Signal seiner Frau sei, stopfte sich der Einfaltspinsel den Mund so voll, daß er beinahe erstickte. Als die Signale fortbauerten, führte er die Stäbchen immer schneller zum Munde, häufte dann seinen Teller und schließlich seinen Hut, den er rasch vom Kopfe nahm, mit den aufgetischten Speisen voll. Seine Tischgenossen sahen ihm ein Weilchen verdutzt zu, begannen an seinem Verstand zu zweifeln und führten ihn endlich aus dem Zimmer.

Nach dieser Demütigung beschloß die arme Frau, den Mann künftig in keine Gesellschaft mehr mitzunehmen und lieber bei ihm zu Hause zu bleiben, um ihn zu erziehen.

Eines Tages kam ein Nachbar zu ihr und beschwerte sich, daß ihr Mann sein Dach beschädigt habe. Befragt, erklärte der Einfaltspinsel, daß auf dem Dache zwei Hähne miteinander gekämpft hätten. Um die Streitenden zu trennen, habe er große Steine auf das Dach geworfen. Die Frau bezahlte den Schaden und belehrte ihren Mann, daß er, wenn er künftig wieder kämpfende Hähne sehen sollte, nicht mit Steinen nach ihnen werfen dürfe, sondern sie auseinander jagen müsse. Einige Tage später kehrte er mit zerfetzten Kleidern heim und erzählte, daß er zwei kämpfende Ochsen gesehen habe. Der Weisung gemäß hätte er nicht mit Steinen nach ihnen geworfen, sondern sie bei den Hörnern gepackt, um sie zu trennen, doch hätten sie sich das nicht gefallen lassen und ihn aufgespießt, daher seine Wunde und seine zerrissenen Kleider. Sie wusch die erstere und flickte die letzteren und sagte ihm, daß er künftig kämpfende Ochsen nicht bei den Hörnern, sondern bei den Schwänzen anpacken müsse.

Kurz darauf kam er wieder in einem jämmerlichen Zustand nach Hause und klagte, daß er zwei bissige Hunde

der Weisung gemäß bei den Schwänzen gezerzt habe, um sie zu trennen, worauf sich jene auf ihn gestürzt und ihn so arg zugerichtet hätten. Sie belehrte ihn, daß man streitende Hunde mit Wasser begießen müsse, um sie zu trennen. Die Folge dieser Belehrung war, daß der Unverbesserliche zwei Kaufbolde mit Wasser übergoß und von ihnen tüchtig durchgebläut wurde.

Die schwergeprüfte Frau versuchte nun, ihren Mann durch eine passende Beschäftigung vor weiterem Unheil zu bewahren. Sie fragte ihn, ob es ihm nicht Spaß machen würde, Ware zu kaufen und zu verkaufen. Er bejahte es freudig. Sie gab ihm eine kleine Summe und riet ihm, an den Strand zu gehen und Krebse zu kaufen, die er dann landeinwärts mit mäßigem Profit verkaufen könne. Er that, wie ihm geheißen und wanderte seelenvergnügt mit zwei Körben landeinwärts. Es war ein furchtbar heißer Tag und die armen, an das feuchte Element gewöhnten Tiere quietzten vor Durst. Der mitleidige Verkäufer blieb stehen und fragte sie, ob ihnen heiß wäre und ob sie, falls er ihre Scheren aufbinden und sie zur Abkühlung in den nahen Teich legen würde, auf seinen Ruf wieder zu ihm zurückkämen. Sie quietzten noch jämmerlicher denn zuvor; er hielt dies für eine Bejahung seiner Frage, band ihre Scheren auf und legte sie in den Teich, während er selbst sich in den Schatten eines Baumes zu einem Schläfchen hinstreckte. In der Abendkühle nahm er dann seine Körbe auf die Schulter und rief die Krebse herbei, sie an ihr Versprechen erinnernd, aber sie kamen nicht. Entmutigt und ängstlich begab er sich nach Hause und erzählte seiner geduldigen Frau das Mißgeschick. Sie machte ihm begreiflich, daß er die Krebscheren nicht hätte aufbinden, sondern die Schalthiere, so wie sie waren, im Korb hätte ins Wasser stellen sollen, wo sie sich ohne jede Gefahr abgekühlt hätten. Er versprach, ein andermal vernünftiger zu sein und machte sich am nächsten Morgen wieder wohlgenut auf den Weg.

Diesmal legte er seine kleine Barschaft in jungen Enten an, die er mit zusammengebundenen Füßen in die Körbe that, ehe er landeinwärts trabte. Die Sonne brannte wieder sengend heiß vom Himmel herab, die Enten begannen laut zu schnattern. Er vertröstete sie auf den nahen Teich, wo er sie auch, der Weisung seiner klugen Frau entsprechend, mit-samt dem Korb ins Wasser stellte, ehe er im Schatten eines Baumes sein Schläfchen hielt. Als er erwachte und seine Körbe holen wollte, waren sie in die Tiefe des Wassers versunken. Hätte er den Enten die Füße aufgebunden, so wären die Armsten nicht ertrunken. Nach diesem neuerlichen mißglückten Versuch gab es die Frau auf, ihn weiter zu erziehen und ließ ihn zu Hause Späne schnitzen.

Nicht minder bezeichnend für die chinesischen Eheverhältnisse und die Schlaueit der Ehevermittlerinnen ist folgendes ergötzliche Geschichtchen, das, ins Deutsche übertragen, heißen könnte:

2. Wie du mir, so ich dir.

Ein reicher Mann, der das Unglück hatte, von einem Riesenhöcker entstellt zu werden, ließ sich eine Ehevermittlerin kommen und versprach ihr eine große Belohnung, wenn sie ihm ein hübsches junges Weib verschaffen könne. Sie übernahm den Auftrag und begab sich sofort zu einer Kollegin, der sie ihr Leid klagte, daß Männer mit einem Gebrechen, außer stande sich auf den Standpunkt der Frauen zu stellen, egoistisch genug seien, junge und schöne Frauen zu verlangen. Ein reicher Mann habe sie beauftragt, ihm ein Weib zu suchen; aber sie wisse genau, daß jedes Mädchen auf und davon laufen würde, wenn es seinen Riesenhöcker zu Gesicht bekäme.

„Ach was, die heiratslustigen Frauen sind nicht minder eigennützig,“ ließ sich die andere vernehmen. „Eine junge Witwe mit einer Hasenscharte hat mich gebeten, ihr einen Mann zu verschaffen und mir die doppelte Gebühr für einen schönen, jungen versprochen. Nachdem die beiden Vermitt-

lerinnen sich genügend über die Schlechtigkeit der Menschen ausgesprochen, vereinigten sie sich dahin, ihre beiden Klienten miteinander zu verheiraten und den Verdienst ehrlich zu teilen.

Schon am nächsten Tage begab sich die eine zu dem Buckeligen und erklärte, daß sie die gewünschte Braut gefunden habe; aber ehe sie weitere Schritte unternehme, wolle sie sich vergewissern, ob er das Mädchen hübsch genug finde. Er möge sich an diesem und diesem Hause in seiner Sänfte vorbeitrugen lassen und sich die Dame, die zu einer gewissen Tageszeit unter den Obstbäumen ihres Gartens lustwandle, ansehen. Er war der Vermittlerin sehr dankbar dafür, daß sie ihm gegen den Gebrauch die Gelegenheit bot, seine Braut noch vor der Trauung sehen zu können und versprach, sich erkenntlich zu erweisen.

Mittlerweile hatte die zweite Vermittlerin ihre Klientin aufgesucht und ihr mitgeteilt, daß der für sie bestimmte Bräutigam zu der und der Stunde in seiner Sänfte an ihrem Hause vorbeikommen werde, sie thäte wohl daran, sich hinter den Obstbäumen zu verstecken und einen Blick auf ihn zu werfen, um sich zu überzeugen, ob er ihr auch schön genug sei.

Der in seiner Sänfte sitzende Jüngling, dessen Höcker von den Vorhängen bedeckt wurde, sah ein zierliches Geschöpf unter den Bäumen lustwandeln, das sein Antlitz verschämt mit einem Fächer bedeckte, als es den Fremden bemerkte. Die beiden gefielen einander außerordentlich und die schlauen Vermittlerinnen brachten die Verlobung zustande. Die Hochzeit folgte bald darauf, da beide Teile befürchteten, daß durch irgend einen Zufall ihr Gebrechen vorzeitig dem andern Teil bekannt werden könnte.

Die dicht verschleierte Braut wurde in das Haus ihres Bräutigams gebracht. Nach der umständlichen Trauungszeremonie begab sich die Neuvermählte in das Gemach des Ehemannes, wo ihr die Ceremonienmeisterin den Schleier

abnahm. Verschämt bedeckte sie ihr Gesicht mit dem Fächer und blinzelte nach dem für zwei Personen gedeckten Tisch, an welchem der Gatte bereits saß, um zum erstenmal mit seinem Weibchen allein zu speisen, wie es die Sitte erheischte. Er bewunderte im stillen ihr glänzendes Haar, ihre schönen Augen, ihr feines Näschen und zitterte förmlich vor dem Augenblick, da sie sein Gebrechen entdecken würde, das durch die bewegliche Wand gedeckt war. Je länger sie sein hübsches Gesicht hinter ihrem Fächer hervor anblinzelte, desto besser gefiel es ihr und sie wieder sah mit Angst dem Augenblick entgegen, in dem er ihre Hasenscharte bemerken würde. Die Vermittlerinnen erhielten ihre Belohnung und entfernten sich schleunigst. Die Ceremonienmeisterin begab sich in die Küche, um die Speisen aufzutragen. Die junge Frau sagte sich, daß sie doch nicht ewig dort stehen und zu ihrem Manne hinüberblinzeln könne. Rasch entschlossen, ließ sie den Fächer sinken und murmelte: „Unsere Zukunft wird vom Schicksal bestimmt!“

Er starrte sie eine Weile verdutzt an, dann kam die Wahrheit wie eine Erleuchtung über ihn. Er erhob sich schwerfällig von seinem Stuhl, kehrte ihr den Rücken und entgegnete über seinen Höcker hinweg: „Deine Vorderansicht ist nicht halb so schlimm wie meine Rückansicht.“

Das Pärchen soll trotzdem recht glücklich miteinander gelebt und sich den Streich, den sie sich gegenseitig mit Hilfe der Vermittlerinnen gespielt hatten, verziehen haben. Sie trösteten sich mit dem Sprichwort: „Wenn man die Klöße nicht haben kann, muß man mit der Suppe vorliebnehmen, in der sie gekocht wurden.“

3. Bestimmung.

Eine Chinesin besaß zwei Töchter. Die eine zählte zwölf, die andere drei Jahre. Sie hat eine Vermittlerin, für die jüngere einen Bräutigam zu suchen und ihr die Gaben zu bringen, mit denen Verlobungen besiegelt zu

werden pflegen. Ein zwanzigjähriger Jüngling hatte sich an dieselbe Vermittlerin gewendet, damit sie ihm eine passende Frau suche. Sie sagte ihm, daß sie ihm eine Partie wüßte, doch wäre es ihr angenehm, wenn er, ehe er sich durch die Verlobung binde, das Mädchen im geheimen ansehen wollte, ob es ihm auch passe. Am nächsten Tage führte sie den Jüngling an eine Stelle der Landstraße, wo er, hinter Gebüsch versteckt, seine vermeintliche Zukünftige sah. Die Vermittlerin hatte nämlich in Erfahrung gebracht, daß das zwölfjährige Mädchen das kleine Schwesterchen täglich um die Mittagszeit spazieren führe.

Der junge Mann glaubte natürlich, daß ihm die kräftig entwickelte Zwölfjährige bestimmt sei und willigte sofort ein. Die Vermittlerin begab sich mit den üblichen Verlobungsgeschenken des Bräutigams zu den Eltern der Kleinen. Nach geraumer Zeit drängte der Jüngling, daß der Hochzeitstag festgesetzt werde. Die Vermittlerin verstand es, ihn geschickt zu vertrösten, mit der Begründung, daß die Eltern das Mädchen noch für zu jung hielten, um es ihm schon anzuvertrauen.

So verstrichen drei Jahre, bis dem Bräutigam endlich die Geduld riß und er energisch Hochzeit zu halten wünschte. Das Mädchen sei damals, als er sie gesehen, kräftig genug gewesen und müsse jetzt vollends zur Jungfrau herangeblüht sein. Es blieb der Vermittlerin nichts übrig, als dem Überlisteten offen Farbe zu bekennen und ihm zu gestehen, daß die jüngere Schwester seine Braut sei. Er kannte seine Landes sitten zur Genüge und wußte, daß ihm ein Widerspruch nichts nützen würde, er also geduldig warten müsse. In seinem Unmüt verließ er seinen Heimatsort und begab sich in die Fremde, wo er einige Jahre zubrachte. Endlich trieb ihn das Heimweh nach Hause und auch die Neugier, zu erfahren, ob seine kleine Braut inzwischen ordentlich gewachsen sei. Er versteckte sich wieder hinter die Hecke und wartete, bis sie aus dem Hause trat. Zu seinem Verdruß

war sie immer noch sehr klein und er sah ein, daß er ein siebenjähriges Kind nicht heiraten könne. Heftiger Zorn darüber, daß er so lange auf eheliche Freuden warten sollte, erfaßte ihn; er bückte sich, hob einen Stein auf und schleuderte ihn nach dem Kopf des spielenden Kindes. Er traf seine linke Schläfe und die Kleine fiel wie tot zu Boden. In seiner Angst, daß man ihn des Mordes verdächtigen könnte, floh er wieder in die Fremde und wagte nicht, nachzuforschen, ob ein Unschuldiger für seine Missethat büße. Sein Geschäft blühte und er erwarb sich ein Vermögen; doch widerstrebte es ihm, unter den Töchtern der fremden Gegend zu wählen. Jahr um Jahr verstrich, Silberfäden stahlen sich bereits in sein Haar, die Sehnsucht nach der Heimat und seinen Verwandten trübte ihm jede Lebensfreude und ward schließlich so übermächtig, daß er sich entschloß, zurückzukehren, in der Hoffnung, der Tod des Kindes werde längst vergessen sein. Er ließ sich in seinem Geburtsort nieder, baute sich ein bequemes Haus, richtete es schön ein, beauftragte eine Vermittlerin, ihm ein junges hübsches Weib zu suchen und versprach ihr, falls ihr dies gelingen sollte, die doppelte Vermittlungsgebühr. Es gelang ihr sehr bald; schon nach wenigen Wochen nannte der Mann ein reizendes Weibchen sein eigen, das ungefähr so alt war wie seine ehemalige Braut jetzt gewesen wäre und das, o Zufall, an der linken Schläfe eine große, rote Narbe hatte! Der Mensch, auch wenn er Chinese ist, kann seinem Schicksal nun einmal nicht entgehen!

3. Bezopfte Salomos.

Wetse Urtheile chinesischer Richter.

1. Der gestohlene Knoblauch.

Ein armer Mann, der nur ein winziges Stückchen Land sein eigen nannte, bebaute es mit dem gangbarsten Artikel: Knoblauch. Er hütete und pflegte jedes Pflänzchen auf das sorgsamste und seine Mühe wurde belohnt, denn der Lauch gedieh prächtig. Als dieser schon so groß war, daß man ihn bald benützen konnte, brachte der vorsichtige Mann sein Feldbett heraus und schief im Freien, um sein Eigentum vor Dieben zu schützen. Mehrere Nächte hindurch that er dies, ohne daß sich etwas Verdächtiges gezeigt hätte; keine Menschenseele war weit und breit zu sehen und er folgerte daraus, daß es im Orte überhaupt keine Langfinger gäbe und er ohne Sorgen wieder daheim schlafen könne. Zur Vorsicht ließ er jedoch sein Feldbett zurück. Als er am nächsten Morgen kam, um das Feld zu begießen, fand er, o Sammer, all den schönen Knoblauch verschwunden.

Verzweifelt und mit thränenden Augen eilte er zum Richter und klagte ihm sein Leid: „Warum hast du den Dieb nicht gefangen und hergebracht?“ fragte ihn der Richter.

„Weil ich ihn nicht gesehen habe, Euer Gnaden.“

„Dann hättest du einen Zeugen bringen sollen, der ihn gesehen hat.“

„Es hat ihn aber niemand gesehen, ich habe keine Zeugen.“

„Warum hast du also aus dem Knoblauchbeet nicht irgend etwas mitgebracht, das einen Anhaltspunkt für die Verfolgung des Diebes geben könnte?“

„Weil der Dieb nichts zurückgelassen hat, als mein Feldbett, Euer Gnaden.“

„Das Feldbett war also der einzige Zeuge des verübten Diebstahls? Dann sei so gut, mein Sohn, es sofort herbeizuschaffen, es wird sich bei der morgen früh stattfindenden

Gerichtsverhandlung als Angeklagter verteidigen müssen, während du als Kläger zu erscheinen hast.“

Der Diebstahl und die Besprechung des Klägers mit dem Richter verbreitete sich mit Lauffeurgeschwindigkeit im ganzen Ort. Jedermann wollte einer Gerichtsverhandlung beiwohnen, in welcher ein Feldbett des Diebstahls beschuldigt werden sollte. Ein derartig merkwürdiger Fall war noch nie dagewesen und derselbe wurde selbstverständlich von aller Welt besprochen und kommentiert.

Jedes Plätzchen des Gerichtssaals war von Zuhörern dicht besetzt. Als die Gerichtsdienere das Feldbett hereinbrachten und es auf die Anklagebank stellten, machte sich ein mühsam unterdrücktes Richern hörbar und die Zuhörer harrten gespannt der Dinge, die da kommen sollten. Mit ernster Miene brachte der Richter die Anklage vor und da der Angeklagte stumm blieb und sich nicht verteidigte, ordnete der Richter an, daß er solange geprügelt werden sollte, bis er seine Schuld eingestehe. Die Gerichtsdienere schlugen unbarmherzig auf das arme Feldbett los, bis es in Stücke ging. Das Publikum blickte erst eine Zeitlang verblüfft drein, das merkwürdige Vorgehen des Richters setzte es in Erstaunen, dieses verwandelte sich jedoch bald in Heiterkeit, die sich in einstimmigem Gelächter Luft machte.

Der Richter schnitt ein grimmiges Gesicht dazu, klagte die Zuhörer der „öffentlichen Verspottung des Gerichtshofes“ an, ließ alle Thüren schließen und verurteilte jeden Anwesenden zur Erlegung eines Pfundes Knoblauch und zu Haft, bis dieses erlegt sei. Die Gerichtsdienere mußten diejenigen Personen zu Markte begleiten, die sofort ausgehen wollten, um den Knoblauch zu kaufen, was auch die meisten in der heitersten Laune thaten.

Im Laufe des Tages wurde nicht nur aller in der Stadt vorrätige Knoblauch aufgelaufen, sondern auch die umliegenden Dörfer in Anspruch genommen, um die ungewöhnliche Nachfrage zu befriedigen. Jeder einzelne Bestrafte mußte

bei Übergabe des Knoblauchs zu Protokoll geben, bei wem er denselben gekauft, und die einzelnen Büschel wurden in einem eigens dazu zur Verfügung gestellten Zimmer des Gerichtsgebäudes in Reih und Glied aufgestellt. Nachdem alle Strafen eingeliefert waren, wurde der Kläger wieder vorgeladen und gebeten, die einzelnen Büschel zu untersuchen und auszusagen, ob er darunter seine eigenen erkenne. Ohne zu zögern, bezeichnete er mehrere als aus seinem Felde stammend. Das Protokoll der Käufer wurde zu Rate gezogen und es ergab sich, daß alle betreffenden Büschel bei einem bestimmten Gemüsehändler erstanden worden waren. Der Richter ordnete sofort dessen Verhaftung an und stellte ein strenges Verhör mit ihm an. Der arme Teufel erklärte zitternd und bebend, daß er den Knoblauch von einem gewissen B. gekauft, der ihn für das Erzeugnis seines Feldes ausgegeben; er habe die Ware in gutem Glauben erstanden und nichts von dem Diebstahl gewußt. Nun ließ der Richter den genannten Verkäufer verhaften, der zwar anfangs die That leugnete, aber, durch Kreuz- und Querfragen verwirrt, schließlich der Schuld überwiesen und zu vierzig Stockstreichen verurteilt wurde. Der Kläger erhielt als Ersatz für seinen Verlust—allen als Strafe für die „öffentliche Verspottung des Gerichtshofs“ eingelieferten Knoblauch und wurde somit reichlich entschädigt. Der weise Richter aber gelangte durch diesen Fall zu großem Ansehen und allgemeiner Beliebtheit.

2. Welcher von beiden?

Ein Chinese, der in seiner Heimat auf keinen grünen Zweig zu kommen vermochte, wanderte aus, um sein Glück in der Fremde zu versuchen. Er fand thatsächlich bald eine gute Anstellung, so daß er in der Lage war, seiner alten Mutter und seiner Frau, die er daheim zurückgelassen, alljährlich eine zum Lebensunterhalte genügende Summe zu senden. Der Vermittler, durch den er dies besorgen ließ, behielt aber das Geld für sich und fälschte die Antwortschreiben, in denen

stets sowohl der Empfang der Sendung bestätigt, als auch von dem Wohlbefinden der Mutter und der Gattin Kunde gegeben war. Für unsern Chinesen waren diese Grüße aus der Heimat ein Balsam für sein Heimweh, das er tapfer überwand, um seinen Lieben eine Zukunft zu sichern. Durch Fleiß, Mäßigkeit und kluge Spekulation gelang es ihm nämlich, sich in wenigen Jahren ein kleines Vermögen zu schaffen.

Mutter und Gattin hörten in all der Zeit nichts von ihm. Kein Wunder, wenn sie sich von dem Treulosen vergessen glaubten. Die junge Frau verdiente durch Nähen und Weben den Lebensunterhalt für beide, freilich mußte sie vom frühen Morgen bis zum späten Abend angestrengt arbeiten, aber sie that es gern, denn sie war ein pflichtgetreues Geschöpf und liebte überdies ihre Schwiegermutter. Eine Zeitlang ging alles gut, aber infolge einer Mißernte wurden alle Lebensmittel teuer, auch fing die alte Frau zu kränkeln an und bedurfte sorgfältiger Pflege, so daß ihr die Schwiegertochter viel Zeit opfern mußte. Das waren böse Tage. Noch schlimmer wurde es, als die Alte ihre Seele aushauchte und kein Geld im Hause war, um ihr einen Sarg zu kaufen und die Begräbniskosten zu bezahlen. In ihrer Verzweiflung wußte sich die Zurückgebliebene keinen andern Rat, als einen Heiratsvermittler aufzusuchen.

„Kennen Sie vielleicht einen ehrbaren Mann,“ fragte sie, „der ein Weib sucht und gewillt wäre, mir im vorhinein ein Verlobungsgeßent zu machen, das hinreichen würde, die Beerdigungskosten meiner Schwiegermutter zu decken, und der überdies hundert Tage warten wollte, bis die üblichen Trauerceremonien vorüber sind, ehe ich als Frau in sein Haus einzöge?“

Da sie hübsch war, gelang es dem Heiratsvermittler bald, einen solchen Mann zu finden. Die Schwiegermutter wurde nach chinesischem Brauch bestattet, die junge Frau verspernte nach hundert Tagen ihr altes Heim und zog in das Haus

des neuen Gatten. Sie ward auch ihm ein treues, fleißiges und braves Weib und er ehrte und liebte sie.

So verstrichen mehrere Jahre. Da geschah es, daß der erste Gatte, mit Glücksgütern gesegnet, in seinem Geburtsort eintraf. Er hatte erst kürzlich günstige Nachrichten von seinen Lieben erhalten und hoffte, von ihnen freudig begrüßt zu werden. Wie groß war sein Erstaunen, als er seine Hütte versperrt und verlassen und im Hof kniehohes Gras gewachsen fand! Er trat bei einem Nachbar ein, um sich Auskunft zu holen und wurde, als er sich zu erkennen gab, ob seiner Treulosigkeit mit Vorwürfen überschüttet. Zu seiner Rechtfertigung erzählte er, wie ihn der betrügerische Agent hintergangen, und zeigte die Briefe vor; dann mußte er zu seinem Schmerz hören, daß seine Mutter gestorben sei und daß seine Frau, die er stets geliebt und die sich im Leben wie im Tode gegen seine Mutter so edel benommen hatte, nun einem anderen angehörte. Er suchte sie in ihrem neuen Heim auf, erzählte auch ihr, wie sich alles zugetragen, und beschwor sie, zu ihm zurückzukehren.

„Nein, nein, das geht nicht!“ entgegnete sie traurig. „Mein zweiter Gatte hat mich stets gut behandelt und mir aus meiner verzweifeltsten Lage geholfen. Es wäre undankbar von mir, ihn zu verlassen.“

Der erste Gatte setzte sich darauf mit dem zweiten in Verbindung und bot ihm sein halbes Vermögen an, wenn er ihm sein Weib wiedergeben wolle.

Der zweite Gatte erwiderte: „Ich habe dein Weib auf ihr eigenes Verlangen in mein Haus aufgenommen und sie ist mein gesetzliches Weib, das mir mehr wert ist, als dein ganzes Vermögen. Ich gebe sie nicht frei!“

Aber der erste Gatte ruhte nicht, bis alle drei Beteiligten vor dem Richter erschienen und jeder einzelne den Fall vortrug. Nachdem der Richter sich mit allen Einzelheiten vertraut gemacht, mußte er gestehen, daß beide Gatten ein gleiches Recht auf die Frau hatten, und da keiner von ihnen

wissentlich das Gesetz übertreten, also keiner strafbar sei, müsse er dahin entscheiden, daß die Frau frei zwischen den beiden wähle. Diese antwortete: „Herr Richter, die beiden Männer sind mir gleich lieb, beide sind gute, treffliche Menschen, die ein gleiches Recht an mich haben. Wenn ich den einen wähle, kränke ich den andern, und beide verdienen ein gutes Weib. Da ich aber nicht beiden angehören kann und Ursache dieses Zwistes bin, werde ich beide zu Wittvern machen und mir mit eigener Hand das Leben nehmen.“

Der Richter fand diesen Ausweg gerechtfertigt und ordnete an, die Frau in eine für Selbstmörder bestimmte Zelle zu bringen, wo sie, nach chinesischer Sitte, fastend und betend bis zum nächsten Morgen bleiben sollte. Den beiden Gatten sagte er, sie mögen morgen zu dieser und dieser Stunde versprechen, um zu erfahren, ob die junge Frau bei ihrem Entschluß verharre.

Zur anberaumten Zeit erschienen sie auch vor dem Richter, und dieser schickte sofort einen Gerichtsdieners in die Zelle, um die Frau zu holen. Zitternd und bebend kam er zurück und meldete, daß sich die Ärmste bereits am Fensterkreuz erhängt habe. Die beiden Gatten begaben sich daraufhin unter Führung des Gerichtsdieners in die Zelle, warfen scheu einen Blick hinein, erkannten die Gestalt und die Kleider als die ihrer Frau und traten schleunigst den Rückweg an, um sich beim Richter nach ihrem weiteren Verhalten zu erkundigen. Dieser sagte: „Derjenige von euch beiden, der die Frau auch jetzt noch haben will, kann sie mitnehmen, nachdem er vorher dem Gegner eine Summe gezahlt, die genügt, um sich ein anderes Weib zu schaffen.“

Der erste Gatte sank sofort aufs Knie und flehte, sein totes Weib mitnehmen zu dürfen, um ihr die letzten Ehren erweisen zu können. Der zweite enthielt sich jeder Äußerung, und als ihn der Richter fragte, ob er sich an den Beerdigungskosten und Ceremonien beteiligen wolle, antwortete er, daß er sich nur um eine lebendige Frau beworben, die tote überlasse er gern dem Gegner.

Nun ließ der Richter die Thüren öffnen, und die vermeintliche Selbstmörderin trat munter und guter Dinge auf ihren ersten Gatten zu, ihn bittend, sie wieder bei sich aufzunehmen, nun sie sich von seiner wahren Liebe überzeugt habe. Der weise Richter hatte sie gestern nach der seltsamen Verhandlung mit den beiden Ehemännern verstoßen in die Gemächer seiner Frau geführt und sie dort versteckt gehalten. Sie zog erborgte Kleider an, während man ihre eigenen einer Stroh puppe von ihrer Gestalt anlegte und diese am Fensterkreuz der Zelle aufhängte. Der Gerichtsdienner, der nichts davon wußte und die Stroh puppe am Fensterkreuz hängen sah, untersuchte dieselbe nicht weiter, sondern beeilte sich, aus deren unheimlichen Nähe fortzukommen und meldete, was geschehen war. Die junge Frau hörte aus einem Versteck alles mit an, was sich im Gerichtssaal zutrug. Die selbstlose Liebe ihres ersten Gatten rührte sie und sie beschloß, am Leben zu bleiben und ihm in ihr altes Heim zu folgen. Dort lebten die Wiedervereinten noch viele Jahrzehnte in Liebe und Eintracht und beteten in Gemeinschaft mit ihren Kindern die Gräber ihrer Vorfahren an.

3. Der Gezeichnete.

Ein junger Chinese verließ sein Elternhaus und begab sich ins Ausland, um sein Glück zu versuchen. Nach mehrjähriger Abwesenheit kehrte er heim, aber schon nach wenigen Tagen wurde er erdroßelt in seinem Bette aufgefunden. Man vermochte für diesen Mord keine plausible Erklärung zu ergründen, hatte also auch keinen Anhaltspunkt für die Auffindung des Mörders. Die Eltern des Ermordeten beschworen den Richter, dem Rätsel auf die Spur zu kommen. Dieser ließ sieben Leute, auf die sein Verdacht fiel, verhaften, aber trotz der Torturen, denen man sie unterzog, erklärte sich keiner von ihnen schuldig. Sie wurden nichtsdestoweniger in Haft behalten, während die Gerichte sich vergebens bemühten, Belastungsmomente oder gar Beweise ihrer Schuld zu erbringen.

Nach einiger Zeit besuchte ein berühmter Provinzrichter das Stadtgericht und der schwierige Fall wurde in seine Hände gelegt. Die sieben Angeklagten mußten vor ihm erscheinen, und er teilte ihnen mit, daß er sich der Hilfe eines Gözen versichert habe, dessen Macht in der Auffindung von Verbrechern liege und der den Schuldigen bezeichnen werde.

„Ihr werdet die heutige Nacht, entkleidet, mit dem Gözen zusammen in einem Zimmer zubringen,“ fuhr er fort, „und der Mächtige wird auf den Rücken des Mörders sein Zeichen drücken, die andern sechs Angeklagten werden dann sofort in Freiheit gesetzt. Nun geht! wir werden bald wissen, wer von euch das Verbrechen verübt hat.“

Noch an demselben Abend wurden die sieben Beschuldigten in eine ganz dunkle Zelle gebracht, in der sie nichts sehen konnten, als den mitten auf dem Boden thronenden Gözen. Passende Gebete wurden abgesungen, worauf man die Männer mit dem furchtbaren Gott über Nacht allein ließ. In der Morgendämmerung kam der Richter mit seinen Untergeordneten in die Zelle und befahl den sieben Verdächtigen, sich in einer Reihe, mit dem Rücken zum Gözen gewandt, aufzustellen.

Er hatte, ehe die Leute in die Zelle gebracht wurden, die Wände derselben mit Ruß anstreichen lassen, und siehe da, der Rücken eines Mannes war ganz schwarz. In seinem Schuldbewußtsein hatte er sich fest an die Mauer gedrückt, um zu verhindern, daß der Göze seinen Rücken stemple. Nachdem der Richter ihn für den „Gezeichneten“ erklärte, gestand er seine Schuld ein und wurde geköpft. Die unschuldig Verhafteten aber wurden sofort in Freiheit gesetzt.

4. Das Testament.

Ein reicher alter Witwer verliebte sich in eine arme Waise, die bei ihrer Großmutter lebte. Nachdem er in Erfahrung gebracht hatte, daß die beiden Frauen eines seiner Häuser bewohnten, suchte er die Alte auf und bot ihr vierhundert

Unzen Silber an, falls sie ihm gestatten wolle, die Enkelin heimzuführen. Sie überlegte nicht lange, die Summe war zu verlockend. Das hübsche junge Mädchen war freilich nicht sehr erbaut davon, die Gattin eines Mannes zu werden, der ihr Vater hätte sein können. Nach chinesischem Brauch hatte sie aber nicht das Recht, sich gegen den Beschluß ihrer einzigen Verwandten aufzulehnen, und ließ sich resigniert ins Haus ihres Bräutigams tragen.

Der einzige Sohn des Hauses, der selbst schon Gatte und Vater war, glaubte, als die Sänfte mit dem hübschen Mädchen vor der Hausthür hielt, daß sein Vater ihm ein zweites Weib gekauft habe, und freute sich darüber. Die Braut begab sich jedoch in die Gemächer des Vaters und der Sohn suchte wutschnaubend seine Frau auf, um mit ihr zu beraten, wie sie das skandalöse Benehmen des Alten bestrafen sollten. Sie beschloßen, die junge Frau nicht als Oberhaupt der Familie anzuerkennen, und ihre Anwesenheit im Hause völlig zu ignorieren.

Der alte Mann behandelte seine kleine Frau sehr gut; er trug sie auf den Händen, erfüllte jeden ihrer Wünsche und umgab sie mit Dienern, die ihre Befehle ausführen mußten. Als sie ein Kind bekam, söhnte sie sich vollends mit ihrem Schicksal aus und lebte nur für ihren Sohn, der prächtig gedieh.

Mit sieben Jahren besuchte er dieselbe Schule wie sein etwas älterer Nefte. Die beiden Bürschchen vertrugen sich aber nicht und es gab fortwährend Zänkereien und Schlägereien zwischen ihnen, bei denen der Onkel, der jünger und schwächer war, stets den kürzeren ziehen mußte, so daß er öfter mit einem Loch im Kopfe heimkam. Das machte natürlich in beiden Familien böses Blut und der jungen Frau wurde es immer klarer, daß sie nicht die Kraft besitze, ihre Feinde im Zaume zu halten. Ihr Gatte war nicht so stark wie sein Sohn, sie war nicht so stark wie dessen Gattin und ihr Junge war nicht so stark wie sein Nefte. Sie beschwor daher ihren Mann, sein Vermögen beizeiten zu teilen, damit

sie und ihr Kind nach seinem Tode nicht etwa von der Gnade ihrer Feinde abhängen müßten. Er erklärte ihr, daß dies sie vor den Ränken und der Böswilligkeit seines Sohnes nicht genügend schützen und daß dieser nach seinem Tode das Testament vernichten würde oder zum mindesten anfechten könnte, wodurch sie erst recht von seiner Gnade abhängen müßte.

„Nimm dieses mein Aquarellporträt und bewahre es bis nach meinem Tode gut auf,“ fuhr er liebevoll fort, „und solltest du dann wirklich des Schutzes bedürfen, so suche meinen Freund, den Richter Ting Sing auf, übergieb es ihm und bitte ihn in meinem Namen um Hilfe für dich und unser Kind.“

Kurz darauf starb der alte Mann. Kaum waren die Leichenfeierlichkeiten zu Ende, als das Schlimmste für die arme Witwe eintrat. Sie mußte ihr Heim verlassen und mit ihrem Kinde ein haufälliges Seitengebäude beziehen, während der älteste Sohn sich den ganzen Besitz seines Vaters aneignete. Es blieb der Witwe, wenn sie nicht Hungers sterben wollte, nichts übrig, als die Weisung ihres Gatten zu befolgen. Sie nahm das Aquarellporträt, begab sich damit zu Ting Sing und bat ihn, ihr zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Da die Familie und deren Geschichte im ganzen Orte bekannt war, fühlte der Richter, daß sein Ruf als weiser Urteilsverkünder gefährdet sei, wenn er nicht Rat schaffte. Er nahm das Bild entgegen, schickte die Anklägerin heim und setzte sich in seine Arbeitsstube nieder, um über den Fall nachzudenken. Sein Freund hatte kein Testament hinterlassen und der Sohn war reich und böswillig; das Gericht konnte ihn wohl dazu verhalten, die Witwe und ihren Sohn zu unterstützen, aber es konnte nicht verhindern, daß die Armsten schlecht behandelt wurden, und es war schwer, ihn zu zwingen, die beiden außer dem Hause unterzubringen. Die Schwierigkeit des Falles raubte dem Richter Schlaf und Appetit. Halbe Nächte lang saß er vor dem Bilde seines Freundes und brütete darüber, wozu derselbe es ihm geschickt haben könne. Daß es damit irgend eine Bewandnis haben müsse,

bezweifelte er keine Minute; aber zu ergründen, welche, wollte ihm durchaus nicht gelingen. Ein Zufall kam ihm zu Hilfe. Um sich ein wenig zu erfrischen, ließ er sich eines Nachts Thee servieren. Die Tasse entglitt seiner Hand und ein Theil der warmen Flüssigkeit ergoß sich über das räthelhafte Aqua-rell. Das feucht gewordene Papier wurde durchsichtig und Buchstaben schimmerten durch die bemalte Oberfläche. Der Richter riß die obere Papierschicht ab und fand zwischen dieser und der Pappe, auf welche das Bild geklebt war, ein zusammengefaltetes Dokument: den letzten Willen des Verstorbenen, mit dem Kodicill, daß Ting Sing als Belohnung für die Hilfe, die er der armen Witwe angeeignet lassen werde, 2000 Unzen Silber, die nebst einem großen Schatz an einem genau bezeichneten Orte verborgen lagen, behalten dürfe.

Der Richter memorierte das Testament, bis es sich Wort für Wort in seinem Gedächtnis eingepreßt hatte, dann zerstörte er es und ließ dem Angeklagten sagen, daß er ihm wichtige Mittheilungen zu machen habe. Als dieser bei ihm eintrat, lud er ihn ein, auf dem Diwan Platz zu nehmen. Der Richter aber that, als ob er einen unsichtbaren Gast aufs ehrerbietigste begrüße. Er ging ihm fast bis zur Thür entgegen und führte den unsichtbaren Jemand auf den Ehrenplatz und schien sich angelegentlich mit ihm zu unterhalten. Der angeklagte Sohn glaubte, daß der Richter plötzlich den Verstand verloren habe. Ting Sing verfiel in eine Art Verzückung und wandte sich mit den Worten an ihn: „Mein Sohn, nach meinem Tode hast du mein Weib aus dem Hause gejagt, dir mein ganzes Eigenthum angeeignet und meinem Jüngsten den ihm gebührenden Anteil vorenthalten. Du hast mich im Grabe beleidigt und meinen Zorn wachgerufen! Wenn du deine Sünde bereuust und mein Vermögen sofort meiner Anordnung gemäß theilst, will ich dir vergeben; aber wenn du dich weigerst, sollst du niemals erfahren, wo ich meinen wertvollsten Besitz versteckt habe.“

Der Sohn konnte sich nicht länger enthalten, dem Rich-

ter zu sagen, daß er von einem Dämon besessen sein müsse und daß er seinen Worten keinen Glauben schenken könne. Der letztere versicherte ihn, daß der Geist des Verstorbenen, der auf dem Ehrenplatz sitze, ihm die Worte eingegeben habe. Aber der Sohn schüttelte ungläubig den Kopf und war nun vollständig überzeugt, daß der Richter verrückt geworden sei.

Dieser machte nun folgenden Vorschlag: „Wir wollen die Wahrheit auf praktische Weise feststellen. Wenn der Geist mir sagt, wo der Schatz zu finden ist und wir ihn auch wirklich an dem bezeichneten Orte finden, wird dir das beweisen, daß ich durch den Geist deines Vaters geleitet werde?“

Der Sohn nickte bejahend. Daraufhin wurden die Gerichtsbeamten, die Dorfältesten, einige Bornehme aus der Nachbarschaft, endlich die Witwe und ihr Kind vorgeladen. Der Richter bewahrte den Ehrensitz für den unsichtbaren Ankläger und fuhr fort, ihn zu behandeln, als ob er wirklich anwesend wäre. Der ganze Fall wurde zu Protokoll genommen und nachstehendes Übereinkommen zwischen den beiden Parteien getroffen, wobei der Richter die Wünsche des Geistes interpretierte. Der Schatz, dessen Versteck der Verstorbene seinem Freunde Ting Sing angegeben, sollte voll und ganz der Witwe und deren Sohn gehören, mit Ausnahme von 2000 Unzen in Silber, die dem Richter als Belohnung für die Dienste, die er der Witwe geleistet, zugedacht waren. Dieses Schriftstück wurde von allen Anwesenden unterzeichnet, die sich sodann unter der Führung des Richters, der that, als ob er während des Gehens noch immer mit dem Geiste spräche, in das von der Witwe bewohnte haufällige Haus begaben und dort mit Schaufel und Grabscheit einen Schatz ausgruben, der den jüngsten Sohn viel reicher machte, als es sein älterer Bruder war. In einem besonderen Säckchen fanden sich die 2000 Unzen Silber, die nun nach dem Willen des Verstorbenen dem Richter eingehändigt wurden.

Die Dorfbewohner, welche nun die Witwe und deren

Sohn von dem Geist des alten Mannes beschützt glaubten, behandelten sie mit ausnehmender Zuborkommenheit und die beiden lebten fortan glücklich und zufrieden. Der junge Erbe wurde ein fleißiger Student und später ein hoher Staatsbeamter.

Wie einfach, schlicht und doch interessant und spannend sind diese kurzen chinesischen Erzählungen! An stillen Abenden, wenn die Arbeit gethan ist, versammeln sich die schlitzäugigen Männlein und Weiblein und vertreiben sich die Zeit, indem sie sich allerlei amüsante Dinge erzählen von weisen Richtern, klugen Frauen, schlauen Wahrsagern, Märchen und Anekdoten, die sich von Mund zu Mund überliefern und ein lebendiges Bild geben von der chinesischen Denk- und Lebensweise, die in allem und jedem von der unserigen abweicht. Schlaueit, Mutterwitz, Aberglaube, Pietät für die Verstorbenen scheinen den Chinesen in hohem Grade eigen, auch der Schönheitsfuss ist ihnen nicht fremd. Hoffentlich gefallen die salomonischen Urtheilssprüche in den oben wiedergegebenen Erzählungen unseren Lesern ebenso gut wie mir. Ob sich diese Fälle nun wirklich ereignet haben oder ob das Volk sie gedichtet hat, sie sind in ihrer Art fesselnd und höchst bezeichnend — ein Spiegelbild, das zu schauen uns Abendländern einen seltsamen Genuß bietet, denn alles ist daran so fremd, so eigenartig, so ganz anders als es bei uns gang und gäbe, und doch wieder so menschlich wahr. Es sind eben andere Menschen, aber doch Menschen von Fleisch und Blut, die lachen, wenn man sie kizelt, und aus ihren geschlizten Augen Thränen vergießen, wenn man ihnen unrecht thut.

4. Drei Märchen.

Wie bei allen naiven Völkerschaften, spielen die Märchen auch bei den Chinesen eine große Rolle; selbst die Erwachsenen lauschen ihnen mit Vergnügen und ziehen daraus weise Lehren, die sie aufs praktische Leben übertragen. Die chine-

fischen Märchen regen die Phantasie nicht so sehr an wie die unsrigen, denn sie entwickeln sich aus dem Alltagsleben heraus, wie die Leser aus folgenden Beispielen ersehen werden.

1. Der furchtbare Eber.

Ein armes, altes Weib, das mit ihrer Enkelin allein in ihrer Hütte hauste, ging in den nahen Wald, um trockenes Holz zu sammeln. Sie fand auf dem Heimwege ein Stück grünes, saftiges Zuckerrohr, das sie in ihr Reisigbündel steckte, um es ihrer Enkelin mitzubringen. Plötzlich brach ein wilder Eber aus dem Dickicht und verlangte, daß sie ihm das Zuckerrohr schenke.

„Das kann ich nicht,“ entgegnete das Mütterchen, „denn ich will es Perle, so heißt meine Enkelin, nach Hause bringen, die gerne daran saugt. Auch habe ich es mir redlich dadurch verdient, daß ich alte Frau mich mit meiner sehr schweren Last auf dem Rücken danach bückte.“

„Du gibst es mir also nicht? Nun, so wisse, daß ich heute um Mitternacht in deine Hütte einfallen und deine Enkelin auffressen werde,“ rief der erzürnte Eber und verschwand im Walde.

Als die Alte sich daheim ihres Bündels entledigt hatte, setzte sie sich vor die Thüre und jammerte, denn sie hatte auf dem Wege vergebens nachgedacht, wie sie ihre Enkelin vor der Rache des Ebers schützen könnte. Während sie so wehklagte, kam ein Nähnadelverkäufer des Weges daher und fragte was ihr geschehen sei. Sie machte ihn zum Vertrauten ihres Kammers, und er suchte sie zu trösten, indem er ihr sagte: „Da ich dir nicht helfen kann, will ich dir wenigstens mein Mitleid dadurch beweisen, daß ich dir dies Päckchen Nadeln schenke.“

Das Mütterchen dankte ihm und bespickte die untere Außenseite der Hausthüre mit den Nadeln, setzte sich dann auf ihren Platz zurück, neuerdings in Klagen ausbrechend.

Ein vorübergehender Krebs Händler hörte den Jammer,

blieb stehen und erkundigte sich teilnehmend nach der Ursache desselben. Sie schüttete auch ihm ihr Herz aus, er hörte ruhig zu und sagte dann: „Da ich nicht stark genug bin, um den Kampf mit einem Eber aufzunehmen, weiß ich dir keinen Rat; aber ich will für dich thun, was ich vermag — ich lasse dir die Hälfte meiner Krebse hier.“

Die alte Frau that die Krebse in den Wasserkrug und stellte diesen hinter die Thüre ihres Zimmers, dann setzte sie sich wieder hin und weinte.

„Warum weinst du so heftig, Mütterchen?“ fragte ein Bauer, der seinen Ochsen an der Leine führte.

„Es thut mir leid, daß ich gar nichts thun kann, um das bevorstehende Unglück zu verhindern,“ entgegnete er, nachdem er die traurige Geschichte vernommen. „Aber damit du dich nicht gar so vereinsamt und verlassen fühlst, wenn der Eber kommt, will ich dir mein kostbarstes Gut, den Ochsen, über Nacht hier lassen.“

Sie führte das Tier in ihre Stube, band es an den Bettpfosten, legte ihm etwas Heu vor und ließ ihren Thränen wieder freien Lauf. Nun blieb ein Knabe mit einer Alligator-Schildkröte, die er soeben gefangen hatte, stehen und erkundigte sich nach der Ursache ihres Grams.

„Der Eber ist sicherlich kein gewöhnlicher Eber, sondern irgend ein böser Geist, der sich in ein Tier verwandelt hat, und da man gegen böse Geister nicht ankämpfen kann, dir also nicht zu helfen ist, will ich dir zum Zeichen meines Mitgeföhls wenigstens die Schildkröte schenken.“

Die Alte nahm auch diese Gabe an, legte die Schildkröte vor ihr Bett und weinte weiter, bis zwei Männer vor ihrem Hause stehen blieben, um nach dem Grunde ihrer Verzweiflung zu forschen. Der eine handelte mit Mühlsteinen, der andere war ein Brunnenmeister. Tief betrübt hörten sie zu, da sie ihr aber nicht helfen konnten, schenkte ihr der erstere seinen größten Mühlstein und lud ihn im Hofe ab, während der Brunnenmeister sich erbot, einen Brunnen für sie zu

graben. Das Mütterchen bezeichnete ihm die Stelle, und er machte sich sofort an die Arbeit, die fast bis zur Abenddämmerung dauerte. Kaum hatte er sich verabschiedet, als das Mütterchen wieder zu wehklagen begann, was einen vorübergehenden Papierhändler veranlaßte, stehen zu bleiben und zu fragen, was sie so betrübe.

„Leider muß ich mich beeilen, nach Hause zu kommen. Ich kann dich also nicht vor dem Angriff des Ebers schützen, aber damit du siehst, wie sehr ich dich bedaure, schenke ich dir meinen größten Bogen Papier.“

Die Alte nahm das schneeweiße Papier und legte es glatt über die Brunnenöffnung. Mittlerweile war es ganz dunkel geworden; sie verrammelte die Thüre so gut sie konnte, bettete ihr Entelchen an die Wandseite und legte sich neben dasselbe, um den Feind zu erwarten.

Um Mitternacht erschien der Eber. Er stemmte sich mit aller Kraft gegen die Thüre, aber die Nadeln drangen ihm in die Haut und verwundeten ihn, so daß er sich grunzend den Eingang erzwingen mußte. Die Anstrengung hatte ihn erhitzt und durstig gemacht, in der Meinung, er werde in dem hinter der Thüre stehenden Krug Wasser finden, steckte er seinen Rüssel hinein; aber die aufgeschreckten Krebsse fielen über ihn her und zwickten ihn an Ohren und Nase, bis er sich vor Schmerz auf dem Boden wälzte, wo ihn wieder die Alligator-Schildkröte in den Schwanz biß, so daß er zur Seite sprang und dabei den schlummernden Ochsen anstieß, der ihn mit seinen spitzen Hörnern solange bearbeitete, bis der arme Eber in der Flucht sein Heil suchte. Vor Wut und Zorn außer sich stürzte er in den Hof, um einen Racheplan zu schmieden. Das schneeweiße Papier an der Mündung des Brunnens sah so einladend aus, daß er beschloß, sich dort niederzulegen, um sich von seinem Schreck ein wenig zu erholen. Aber kaum führte er seinen Vorsatz aus, als durch seine Schwere das Papier zerriß und er in den Brunnen fiel. Großmütterchen hörte den Fall, eilte in den Hof

und rollte den schweren Mühlstein hinab, der dem Eber vollends den Garaus machte.

„Wer hätte das gedacht,“ murmelte die alte Frau, „daß die unscheinbaren Geschenke gutherziger Menschen meine Enkelin vor dem Verderben retten würden! Ich sehe, daß selbst die geringfügigsten und anscheinend zwecklosesten Gaben, wenn klug und zur rechten Zeit angewendet, Kummer und Leid beseitigen können.“

2. Der Irrtum der Affen.

Ein arbeitsloser Mann wurde von seiner bösen, keifenden Frau arg gequält, weil er nichts verdienen konnte. In seiner Verzweiflung lief er in den Wald — mit der Absicht, sich aufzuhängen. Er hatte schon eine Schlinge gemacht, aber da verließ ihn der Mut, und er ging beschämt wieder heim.

„Ich dachte, du würdest nie wieder zurückkommen, weil du so lange ausbliebst, und nun sehe ich zu meinem Verdruß, daß du doch wieder da bist!“ begrüßte ihn die böse Frau. Das kränkte den Mann so sehr, daß er ihr erklärte, er wolle sich jetzt ernstlich das Leben nehmen.

„Je früher, desto besser,“ rief die Frau und schlug ihm die Thür vor der Nase zu.

Er ging in denselben Wald und besah sich einen Baum nach dem andern, verschob aber die Ausführung des Selbstmordes von Stunde zu Stunde, bis er zu einer seltsamen Schlucht kam, wo er sich in der Stellung eines nachdenkenden Buddha niederließ.

Von Hunger und Müdigkeit erschöpft, wurde er vom Schlaf überwältigt. Ein alter Affe, der sich auf seinen Streifzügen hierher verirrt, entdeckte den Schlafenden, besah ihn von allen Seiten und hatte nichts Besseres zu thun, als in sein Revier zu eilen und seinen Stammesgenossen zu berichten, daß er ihren Urahn gefunden. Der Rat der Ältesten begab sich zur Stelle und umringte den schlafenden Mann. Die Affen betrachteten ihn genau und beschnupperten ihn von

allen Seiten; dann erklärten sie einstimmig, daß es wirklich ihr Urahn sei, und daß er fortan ihr König sein solle. Sie trugen ihn im Triumph in ihr Reich, setzten ihn auf den Thron, die schönste, weichste Moosbank, und legten ihm die süßesten und saftigsten Früchte und Nüsse zu Füßen.

Als er erwachte, fand er sich von allem, was sein Herz begehrte, umringt und seine Vasallen so unterthänig, daß er sich entschloß, „König der Affen“ zu bleiben. Sie fuhren fort, ihn mit Ehrfurcht zu behandeln und mit Gaben aller Art zu überschütten. Auch zeigten sie ihm den Ort, wo sie die aus den entferntesten Distrikten zusammengetragenen Schätze aufbewahrten. Während ihrer Streifzüge untersuchte und sortierte er dieselben. Eines Tages kam ihm der kühne Gedanke, das Kostbarste auszuwählen und damit wieder unter die Menschen zu gehen.

Als sich die Affen, wie täglich, nach allen Windrichtungen entfernt hatten, um ihren Beschäftigungen nachzugehen, raffte er so viel zusammen, als er nur zu tragen vermochte und flüchtete aus dem Walde.

Seine Frau, die ihn noch schäbiger als sonst heimkommen sah, empfing ihn sehr unfreundlich und überhäufte ihn mit bitteren Vorwürfen. Eine Stange Gold aber, die er ihr einhändigte, änderte sofort ihre Gesinnung und als sie gar sah, daß er Schätze mitbrachte, von denen sie ihr ganzes Leben lang ein behagliches und sorgloses Dasein fristen könnten, wurde sie das beste Weib.

Da aber keine Frau ein Geheimnis bewahren kann, verrät sie ihrer besten Freundin, auf welche Art ihr Mann zu den Schätzen gekommen war. Diese erzählte es wieder ihrem Manne und ließ ihm keine Ruhe, bis er seinen Nachbar bat, ihm ganz genau anzugeben, wie er es angestellt, so reich zu werden. Unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, und nachdem der Mann versprochen, die Beute mit ihm zu teilen, erzählte er ihm, wie er „König der Affen“ geworden.

Schon am nächsten Tage begab sich der Nachbar in den

Wald und that genau so wie sein Vorgänger. Unter demselben Baum in derselben Schlucht schlief er zum Schein ein und wartete auf den Affen, der die Ältesten herbeirufen sollte. Und er brauchte gar nicht lange zu warten. Ein junges Affchen entdeckte ihn und beeilte sich, die Nachricht seinen Eltern zu überbringen. Wieder hielten die Ältesten Rat, und sie kamen zu dem Schluß, daß ein Wesen, welches sich so undankbar gezeigt, sie beraubt und hintergangen hatte, unmöglich ihr Herr und Gebieter, noch weniger aber ihr Urahn sein könne, vielmehr Strafe verdiene. Sie begaben sich entrüstet und voll Zorn an den bewußten Ort, umringten den „Schlafenden“ und zerrissen ihn in Stücke.

3. Zwei Melonen.

Eine arme, aber gutherzige Frau wusch am Bache ihre Wäsche, plötzlich fiel ein Vögelchen, das von einem Jäger angeschossen worden war, dicht vor ihr ins Wasser. Sie hob es mitleidig auf, nahm es mit nach Hause, verband die Wunde, pflegte und fütterte es, bis es gesundete und wieder davonfliegen konnte. Einige Tage später kehrte es mit einem ovalen Samenkorn im Schnabel zu ihr zurück, das es vor sie hinlegte, um dann wieder wegzufliegen. Die Frau pflanzte das Körnchen in ihrem Hofe an, und als es keimte und grünte, bemerkte sie, daß es eine Melone war, die unter ihrer sorgsamten Pflege gedieh und sich zu einer ungewöhnlich großen Frucht entwickelte.

Gegen Jahresluß, wo jeder Chinese Schulden bezahlen muß, wenn er das neue Jahr nicht entehrt und verhöhnt begrüßen soll, wurde die arme Frau vor Gram darüber, daß sie die ihrigen nicht zu bezahlen vermochte, fast krank. Fiebernd und verzweifelt saß sie eines Abends vor ihrer Hütte, da fiel ihr Auge plötzlich auf die reife Melone, die gar köstlich duftete. Wie, wenn sie die selten schöne Frucht abschneide und um einen hohen Preis verkaufte? Sie schleppte sich in die Küche, holte ein Messer und schnitt die Melone

vom Stamme. Wie groß war ihr Erstaunen, als sie innen etwas klappern hörte. Kurz entschlossen teilte sie die schöne Frucht entzwei und fand, daß sie statt des Gehäuses Gold- und Silbermünzen barg, mit denen sie noch an demselben Tage nicht nur ihre Schulden bezahlen und sich für einen ganzen Monat mit Lebensmitteln versehen konnte, sondern auch noch Zeit ihres Lebens vor Not und Sorge geschützt war.

Ihre Nachbarin, eine rechte Klatschbabe, hatte bald herausgefunden, auf welche Weise die brave Frau zu ihren Reichtümern gelangt war. Warum sollte sie nicht auch versuchen, auf so leichte Art reich zu werden? Sie begab sich mit ihrer schmutzigen Wäsche an denselben Bach und lauerte den Vögeln auf. Als keiner ins Wasser fallen wollte, hob sie einen Stein auf und warf ihn einem gerade vorbeifliegenden Vogel nach, dessen Flügel sie verletzte. Sie nahm das Tierchen mit nach Hause und pflegte es sorgfältig, bis es genas und davonsflog. Nach wenigen Tagen lehrte es richtig mit einem Samenkorn im Schnabel zu ihr zurück.

Das gute Weib pflanzte es rasch in ihrem Garten an und fand zu ihrer Freude, daß es prächtig gedieh und sich zu einer großen Melone entwickelte. In Erwartung ihres zukünftigen Reichthums ließ sich die gute Frau nichts abgehen, aß und trank über ihre Verhältnisse, kaufte sich kostbare Kleider und verschwendete ihr Geld wie eine Thörin, bis sie Hals über Kopf in Schulden steckte. Was that's? Die Melone wuchs und wuchs und so oft sie sie schüttelte, klapperte es inwendig, daß es eine Freude war. Als gegen Jahresluß ihre Gläubiger sie gar zu hart bedrängten, schnitt sie die Frucht auf und — heraus krochen zwei alte, lahme Bettler, die ihr erklärten, daß sie bis zu ihrem Lebensende bei ihr bleiben und an ihrem Tische essen müßten.



Deutsche Erzähler und Erzählerinnen der Gegenwart in der Universal-Bibliothek.

- Achleitner, Geschichten aus den Bergen. 2625. 2696. 2769. 2963. 3323.
 Adlersfeld-Ballestrem, Windbeutel u. and. heitere Geschichten. 4071.
 Bernhard, Die Glücklichen. 4050.
 Bläthgen, Die schwarze Kaschka. 1597.
 —, Gedankengänge eines Junggesellen. 3700.
 —, Aus gärender Zeit. 4232—4235.
 Boy-Ed, Aus Tantalus Geschlecht. 4211—4214.
 Eckstein, Der Besuch im Carcer. 2340.
 —, Humoresken. 621. 1640.
 —, Maria la Brusca. 1721.
 Franzos, Die Heze. 1280.
 Frenzel, Das Abenteuer. 1601.
 —, Der Hausfreund. 1820.
 Fritz (Singer), Briefe eines Junggesellen. 3200.
 —, Thoren und Thörinnen. 3314.
 —, Boran die Liebe! 3860.
 Gottschall, Die Aderheze. 2608.
 —, Lesefrüchte. 2670.
 —, Die zehnte Sprache. — Der Zeuglieutenant. 2474.
 —, Der Verräter. 2570.
 Greinz, Die Steingrubertischen. 3186.
 Groller, Ganz zufällig u. a. Nov. 3900.
 Groß, Drei Geschichten. 2307.
 Heiberg, Die Andere. — Einmal im Himmel. 3381/82.
 Heigel, Der Theaterteufel. 915.
 —, Veranda am Gardasee. 1131.
 Heyse, Zwei Gefangene. 1000.
 Jensen, Sonnenblut. 3000.
 Kreger, Wasgeiger. 3207.
 Krickeberg, Überflüssig. — Der Hässliche. 3945.
 Eingg, Byzantinische Novellen. 3600.
 Lorm, Gabriel Solmar. 732—35.
 Perfall, Die Uhr. 4130.
 Peschkau, Am Abgrund. 2219.
 —, Die Prinzessin. 1801.
 Peschkau, Moberne Probleme. 3440.
 Pögl, Hoch vom Rahlberg. 3844. 3888. 3905.
 —, Die Leute von Wien. 2629/30.
 —, Der Herr von Niglerl und andere humoristische Skizzen. 3005/6.
 —, Wien. 2065. 2101. 2169.
 Proelß, Modelle. 4169/70.
 Raabe, Zum wilden Mann. 2000.
 Reichenbach, Oberschlesische Dorfgeschichten. 4240.
 Resa, Mein erster Freier und andere Humoresken. 3708.
 Roberts, Um den Namen. 4249/50.
 Rosegger, Geschichten und Gestalten aus den Alpen. 4000.
 Schmidt, Maxim., Umstummerl. 1851.
 Schönthan, Kinder von heute. 4197.
 —, Franz und Paul, Kleine Humoresken. 1680. 1790. 1939. 2279.
 Spielhagen, Alles fließt. 4270.
 —, Die Dorfstollette. 4100.
 —, Was die Schwalbe sang. 4138 bis 4140.
 Stern, Auf fremder Erde. 1129.
 —, Biolanda Robustella. 1300.
 —, Die Wiedertäufer. 1625.
 Telmann, Unheilbar. 3750.
 Vogt, Maria Botti. 1706.
 Westfisch, Diebe. 3800.
 —, Urseels Fundgut. 4201.
 Wichert, Eine Geige. — Drei Wethnächten. 1370.
 —, Für todt erklärt. 1117.
 —, Am Strande. 1227.
 —, Nur Wahrheit! — Sie verlangt ihre Strafe. 1500.
 —, Ein Komödiant. 3878.
 Widmann, Der Redacteur. — Als Mädchen. 1926.
 Zobelitz, König Pharaos Tochter und andere Novellen. 4200.

Preis pro Nummer 20 Pf.

Abonnieren

10674

Reclamo

Universum

Illustrierte Wochenschrift

Jährlich 52 Hefte

30 Pfennig.

Im Abonnement:

7 Pf.* 0.32 ö.-u. K.-W.* 37 Ctm

